

KRAUS, VICTOR VON

Kaiser Maximilian I.

sein Leben und Wirken

Hölder
Wien
1877

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>



Universitätsbibliothek Wien

I

200.826

1





871/3





Kaiser Maximilian I.

Nach einem Porträt in der k. k. Familien-Bibliothek.

g

Kaiser

Maximilian I.

Sein Leben und Wirken

erzählt

von

Dr. Victor von Kraus.

Wien, 1877.

Alfred Hölder,

k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Notenturmstraße 15.

I
200826 / 1

Alle Rechte vorbehalten.



Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
1. Geburt und erste Kindheit Maximilians. 1459 . . .	5
2. Maximilians Erziehung	7
3. Maximilians Verlobung mit Maria von Burgund. 1475	11
4. Maximilians Vermählung mit Maria von Burgund. 1477	14
5. Maximilians Kämpfe in Burgund	17
6. Marias Tod. 1482	22
7. Erneuerte Kämpfe in den Niederlanden	24
8. Maximilians Erwerbung der römischen Königskrone. 1486	26
9. Maximilians Rückkehr nach den Niederlanden und seine Gefangenahme zu Brügge. 1488	31
10. Maximilians Aufenthalt in den österreichischen Erb- landen und sein Feldzug gegen Ungarn. 1490	39
11. Streit um Anna von Bretagne. 1491	43
12. Der Tod Kaiser Friedrichs und Maximilians Ver- mählung mit Maria Blanca von Mailand. 1493 und 1494	45
13. Erzherzog Philipps Vermählung mit Johanna von Spanien. 1496	51
14. Der Reichstag zu Worms. 1495	52

	Seite
15. Maximilian wird Herr von Tirol und zieht nach Italien und gegen Ludwig XII. von Frankreich. 1496—98	58
16. Der Schweizer- oder Schwaben-Krieg. 1499	65
17. Ludwig XII. erobert Mailand und Neapel. Reichstag zu Augsburg. 1500	72
18. Der bairische Erbfolgekrieg. 1504	78
19. Der Tod Philipps des Schönen. 1506	84
20. Ungarische Wirren	86
21. Maximilian wird römisch-deutscher Kaiser. 1508	87
22. Die Ligue von Cambray. 1508	92
23. Die heilige Liga. 1511	97
24. Maximilian im Kampf mit Ludwig XII. und Franz I. von Frankreich. 1513—1516	103
25. Der Reichstag zu Köln. 1512	110
26. Die Bauernunruhen in Oesterreich. 1515	111
27. Maximilians Zusammenkunft mit den Königen von Ungarn und Polen zu Wien. 1515	113
28. Der Reichstag zu Augsburg. 1518	118
29. Maximilians Tod zu Wels, 12. Januar 1519	120
30. Charakteristik Maximilians	124

Einleitung.

Im Jahre 1452 hatte sich Kaiser Friedrich IV. seine Lebensgefährtin aus fernen Landen geholt. Auf seinem Zuge gegen Rom, wo er die Kaiserkrone erlangen sollte, traf ihn die Nachricht, daß Eleonore von Portugal nach einer Meeresfahrt von 104 Tagen glücklich an der italienischen Küste gelandet sei. Fröhlich eilte er ihr entgegen und zu Livorno fand die erste Begrüßung statt. Als Friedrich sie von ferne erblickte, stieg er vom Pferde und näherte sich ihr freudig bewegt. Denn — berichtet Aeneas Sylvius, ein Zeuge dieser Scene — er fand sie schöner als der Ruf es verkündet hatte. Auf ihrer heiteren Stirne ruhte Anmut und Hoheit zugleich, aus ihren dunklen Augen straltes südliches Feuer. Der fein geschnittene Mund, die leicht geröteten Wangen wie der Adel ihrer Gestalt umgaben ihr ganzes Wesen mit seltenem Zauber. — Am 16. März 1452 fand zu Rom die Vermählung statt, drei Tage darauf wurden beide gekrönt. Friedrich war ein zärtlicher Gatte. Wir können annehmen, daß die Grundzüge seines Charakters, Wohlwollen

und Gutmütigkeit, der zarten Eleonore Sehnsucht nach der südlichen Heimat in einer glücklichen fünfzehnjährigen Ehe zum Schweigen gebracht haben. Wer aber mag bei der Grundverschiedenheit beider Charaktere daran zweifeln, daß mancher Vermutstropfen in dieses volle Maß ehelicher Liebe gefallen sei. Friedrich war ein gebildeter, ja ein gelehrter Fürst. In allen Lebenslagen wußte er mit vielem Humor den Gleichmut der Seele zu bewahren. Sein Äußeres verriet die königliche Majestät. Wenn er unter seinesgleichen erschien, stand er wie ein Patriarch über ihnen. In freilich seltenen Fällen wußte er durch Zähigkeit und Willenskraft seine Umgebung in Stauden zu versetzen. Allein alle diese guten Eigenschaften wurden verdunkelt durch seine sprichwörtlich gewordene Unthätigkeit, durch einen kleinlichen Sparsinn, der einem Geschäftsmanne besser gestanden hätte, endlich durch die Gleichgültigkeit, mit der er jede über die Kaiserwürde verhängte Schmach hinnahm. Blättern wir in seinem Tagebuche, so stoßen wir auf einen Satz, der einen Fatalismus verrät, wie er einem zur That bestimmten Fürsten nicht ziemte. Er sagt: „Friede macht Reichthum, Reichthum macht Hoffart, Hoffart macht Uneinigkeit, Uneinigkeit macht Krieg, Krieg macht Armut, Armut macht Demut, Demut macht Frieden.“ Kaiserin Eleonore dagegen war ganz erfüllt von der Höhe der ihr zugefallenen Lebensstellung. Um so weniger konnte sich ihr feuriges, stolzes Wesen in die traurigen Verhältnisse finden, die der Kaiser nicht zum geringsten Theil mitverschuldet hatte. Es schmerzte sie zeit-
lebens, daß ihr Gemahl eine Krone trug, die bei allem äußeren Glanze bereits anfieng, jeder inneren Bedeutung

zu entbehren, und daß er durch sein unerschließliches und unthätiges Wesen zur Mißachtung der kaiserlichen Gewalt vielfach beitrug. Selbst in seinen Erblanden galt er wenig. Die Unterthanen erhoben trotzig ihr Haupt gegen den angestammten Fürsten. Dergleichen hatte die portugiesische Prinzessin in ihrer Heimat nicht gesehen.

In den eigentlichen deutsch-österreichischen Erblanden gab es damals nicht weniger als vier Herren. Österreich ob und unter der Enns gehörte einem Knaben Ladislaus, der, weil er nach dem im Jahre 1439 erfolgten Tode seines Vaters, des römischen Königs Albrecht II., von dessen Witwe Elisabeth geboren wurde, den Beinamen Posthumus erhielt. Zu großem Glanze bestimmt, trefflich erzogen und von vielversprechenden Geistes- und Gemüthsanlagen, im Besitze der beiden mächtigen Kronen von Böhmen und Ungarn, schien sich ihm eine großartige Zukunft zu eröffnen. Allein der Tod ereilte ihn im frühen Jünglingsalter 1457 und mit ihm erlosch die Albrechtinische Linie des Hauses Österreich. Der übrige österreichische Länderbesitz war Eigentum der Leopoldinischen Linie, die aber damals in zwei neue Zweige dauernd auseinanderzufallen drohte. Die Brüder Friedrich V. und Albrecht VI. hatten den ihnen zugefallenen Besitz so geteilt, daß ersterer Steiermark, Kärnten und Krain, letzterer dagegen die österreichischen Vorlande, d. h. die schweizerisch-schwäbischen Besitzungen, die auch gemeinhin vorder- oder ober-österreichische Lande genannt wurden, erhielt. Endlich Tirol hatte der Herzog Sigmund, ein Vetter der obigen Brüder, schon von seinem Vater übernommen.

Erzherzog Friedrich V. hatten die deutschen Fürsten nach Albrechts II. Tode die römische Krone angeboten, die er nach elfwöchentlicher Überlegung 1440 auch richtig angenommen und durch volle 53 Jahre nicht zum Besten des Reiches, in der Reihe der deutschen Herrscher nunmehr als König und Kaiser Friedrich IV., innehatte. Der 1457 erfolgte Tod des jugendlichen Ladislaus Posthumus brachte den überlebenden Vettern neuen Ländererwerb, aber auch neuen häuslichen Zwist, an dem es ohnehin bisher nicht gemangelt hatte. Der Streit über die Teilung des Erbes dauerte ein volles Jahr. Endlich legten sich die österreichischen Landstände ins Mittel, und durch sie kam 1458 ein Vertrag zu Stande, wonach Österreich unter der Enns an Friedrich, Österreich ob der Enns an Albrecht II. kam und Sigmund von Tirol auf seinen Anteil gegen Überlassung der vorderösterreichischen Länder Albrechts verzichtete, sich aber ein Drittel der Einkünfte von ganz Österreich vorbehielt. Die Stadt Wien aber sollte den drei Fürsten gemeinschaftlich bleiben. Der Zuwachs, den Kaiser Friedrich zu seinen Ländern erhielt, war an und für sich nicht bedeutend, zudem waren die landesfürstlichen Einkünfte durch Verpfändungen aller Art unter Ladislaus tief gesunken, was Friedrich, der an ewigem Geldmangel litt, doppelt empfindlich sein mußte, endlich hörte der Hader mit seinem unruhigen Bruder Albrecht nicht auf.

1. Geburt und erste Kindheit Maximilians. 1459.

Mitten in diesen Wirrsalen wurde der Kaiser durch ein freudiges Familienereignis überrascht. Am 22. März 1459 gebar ihm zu Wiener-Neustadt seine Gemahlin, Eleonore von Portugal, einen Prinzen. Drei Tage darauf am Ostersonntag vollzog Sigmund von Volkerstorf, Erzbischof von Salzburg, den Taufakt, dem ein ungarischer Magnat als Pate beiwohnte. Der Prinz erhielt den Namen Maximilian, angeblich weil Kaiser Friedrich sich dem heil. Maximilian, Bischof von Torsch, dankbar erweisen wollte, da dieser ihn in einem Traumgesichte rechtzeitig vor drohenden Gefahren gewarnt hätte. Nach einer anderen Version hätte Friedrich in den Sternen gelesen, daß sein Sohn an Glück und Tapferkeit den großen Römern Fabius Maximus und Paulus Aemilius gleichen werde. Aus einer Kombination beider Namen sei dann Maximilian entstanden.

Es heißt, daß der Prinz, der von Natur aus schwächerer Konstitution war, anfangs den Erwartungen seines Vaters nicht entsprach. Mit dem Reden wollte es nicht vorwärtsgehen und erst im fünften Jahre fieng er an einzelne Sätze zu fügen. Schon fürchtete man, er werde schwachköpfig bleiben. Seine ersten Jugendjahre verflossen keineswegs unter angenehmen Verhältnissen. Zwischen Friedrich und Albrecht kam es zu erneuertem Bruderkrieg, in welchem schließlich die Wiener dem Kaiser den Gehorsam aufkündigten. Kaiserin Eleonore fühlte, welche traurige Rolle in diesen Wirren ihr Gemahl

spielte. In Gegenwart des dreijährigen Maximilian brach dies stolze Frauenherz damals in die Worte aus: „Portugiesische Könige zeigen sich gnädig dem Demüthigen, Überwundenen, dem hartnäckigen und stolzen Missethäter schmeicheln sie nicht. Wißte ich, mein Sohn, Du würdest handeln wie Dein Vater, so müßte es mich dauern, Dich für einen Thron geboren zu haben.“

Schließlich belagerten die Wiener unter der Anführung ihres Bürgermeisters Wolfgang Holzner den Kaiser, bei dem Eleonore und der kleine Max blieb, in seiner Burg durch volle acht Wochen. Die Not der Belagerten stieg aufs Höchste. Der kleine Prinz mußte vor den feindlichen Geschossen in unterirdische Kellerräume flüchten. Als das schwarze alte Brot ausgieng, verzehrte man Katzen und Hunde an der kaiserlichen Tafel. Frühzeitig lernte hier der vierjährige Knabe, unter Thränen seinen Hunger stillen. In dieser Not gestattete Holzner, daß „dem jungen Blut von Oesterreich“ etliche Eier, Brei, Mehl und Milch überbracht werden dürfen. Aber ein Nestenrabe, sagt Behaim in seinem Buch von den Wienern, zertrat die Lebensmittel vor dem Thore. Ein alter Geier, den man 30 Jahre lang in der Burg gefüttert hatte, wurde als Leckerbissen verzehrt. Als man eines Tages dem kleinen Maximilian wieder seine Portion Gemüse vorsetzte, schob er sie mit den Worten weg: „Ich mag keine Erbsen mehr, gebt sie den Feinden.“ Endlich kamen König Podiebrad von Böhmen und der treue Paumkirchner mit Steirern und Kärntnern zu Hilfe und hoben am 4. Dezember 1462 die Belagerung auf. Albrecht erhielt auf acht Jahre Oesterreich unter der Enns und sollte dafür jährlich 4000 Dukaten an Fried-

rich bezahlen. Allein der Kampf brach bald von neuem aus und wer vermag dessen Ausgang zu ermessen, wenn nicht der Tod Albrechts (2. Dezember 1463) denselben zur gelegensten Zeit beendete. Nun fielen beide Österreiche an Friedrich. Schon vorher hatte Friedrich über Holzer und seine Genossen ein grausames Blutgericht abhalten lassen. Die Wiener suchten nun die Gnade ihres Herrn, die sie auch erhielten. Dem jungen Erzherzog Max verehrten sie einen prächtigen Harnisch und ein weißgraues Pferd.

2. Maximilians Erziehung.

Nun kam für Maximilian die Zeit des Lernens. Ein Mann von vielen Kenntnissen, aber sehr strengem Wesen, Dr. Peter Engelbrecht aus Basel, leitete den ersten Unterricht. Dieser bläute ihm und mehreren Edelknaben das Latein so schmerzvoll ein, daß der ungeduldige Schüler bald die Lust zum Lernen verloren hätte. In späten Jahren noch gedachte Maximilian dieses Fegefeuers und sagte: „Man ist den Lehrern zwar alles Gute schuldig, aber wenn mein Präceptor noch lebte, so wollte ich ihn lehren, wie er Kinder auferziehen und unterweisen soll.“ Die Grammatik, aus der Maximilian Latein lernte, ist noch heute erhalten. Es ist ein Leitfaden nach Art der Grammatik des Donatus in Fragen und Antworten in dem verdorbenen Schullatein der damaligen Zeit. *) Auch einen Blick in die Studierstube des kleinen Prinzen können

*) Unde ducit nomen Maximilianus originem? Antwort: a maximo et mille, quasi maximus inter mille animus.

wir werfen. Ein Gemälde stellt ein von oben bis fast zur Hälfte herab mit braunem Holze getäfeltes Zimmer vor, das zwei Fensterchen mit runden Glasscheiben hat; der untere größere Teil desselben ist eine lichtgrüne, mit dunkleren Streifen durchzogene Tapetenwand, in deren Vordergrund man den lernenden Prinzen zur Linken seines Lehrers sitzen sieht. Jener ist ein blondgelockter, rosenbekränzter Knabe von etwa 8 bis 10 Jahren in blauem, golddurchwirktem, die Füße deckendem Gewande, das um den Hals, an den Armen und vorne mit Pelzwerk verbrämt und über der Brust mit gelbseidenen Schmiren zusammengehalten ist; seine Rechte zeigt mit goldenem Zeiger in ein offenes Buch, welches er mit der Linken auf seinen Knien hält. Zur Rechten des Zöglings sitzt sein Lehrer, gleichfalls mit gelocktem, aber dunklem Haare, über der Stirne eine gelbliche Binde, die, an dem Hinterhaupte zusammengekniüpft, in zwei Enden ausläuft, mit einer oben spitz zugehenden blauen Kopfbedeckung, in langem, rotem Gewande, mit ernster Miene den Schüler nach dem Buche weisend.

Als er älter wurde, mußte er fleißig Cicero lesen und manche Stelle aus dem schönen Buche „von den Pflichten“ seinem Gedächtnisse einprägen. *) Es konnte nicht ohne Einfluß auf den zarten, weichgestimmten Prinzen bleiben, daß seine Lehrer sich redlich Mühe gaben, ihm die Höhe seiner zukünftigen Aufgabe klar vor Augen zu stellen, aber auch die Summe der daraus erwachsenden Pflichten

*) B. B.: „bellum autem ita suscipiatur, ut nihil nisi pax quesita uideatur.“

warm ans Herz zu legen. *) In den späteren Jahren scheint Maximilian in Thomas Perlower einen zweiten Lehrer erhalten zu haben. Auch Georg Taustätter und Jakob Stadnitz wurden zu seiner Erziehung berufen.

Über die geistige Ausbildung wurde aber nichts versäumt, um seinen von Natur schwachen Körper zu kräftigen. Die südlische, lebhaftere Natur, ein Erbteil seiner Mutter, hatte ihm trotz des vielen Lernens einen kindlichen, zuweilen recht mutwilligen Sinn bewahrt. Er selbst erzählt in seinen eigenhändigen Aufzeichnungen, wie er einst, als der Blitz hart vor seiner Studierstube einen nahen Turm zum Fall brachte, von seinem Lehrer eine Ohrfeige erhielt, weil er sich über dessen Schreckensbleiche lustig machte. Bei einem solchen Temperamente war es nicht schwer, in ihm die Freude an allen ritterlichen Übungen und am Waffenhandwerke zu wecken. Er lernte die Pferde tummeln, kunstmäßig reiten, fechten und schießen, sowol mit der Armbrust, als der damals ziemlich neuen Feuerwaffe. Hier galt es oft den Neigungen des all zu verwegenen Prinzen entgegenzutreten. So erzählt er in den früher erwähnten Aufzeichnungen, wie auch er mit vielen Knaben die verhängnisvolle Neigung, mit Pulver zu spielen, teilte. Um ihn zu täuschen, gaben ihm seine Präceptoren schwarzen Sand. Aber einmal sei es ihm doch gelungen, echtes Pulver zu erlangen, das er rasch vor den Argusaugen seiner Umgebung in seinem Ärmel zu verbergen verstand,

*) So ermahnt ihn Stefan Heyner schriftlich: *Debella superbos. Ducatus tui presidia amicos tene, quos non armis, non pecunia sed officio et fide agglutinabis. Audi seniorum consilia et inquire enigmata magnorum. etc.*

um es dann mit einem Genossen nach Herzensfreude verpuffen zu können. Ein andermal ritt er mit seinem Lieblingspferde über eine morsche Brücke, die unter ihm zusammenbrach. Seine Geschicklichkeit half ihm und einem Diener aus der Gefahr. Auch die Jagd lernte er bei einem berühmten Jägersmann, dem Ritter Dibold von Stein, bei Ingolstadt.

Seine lebhafteste Phantasie erfüllte sich bald mit Bildern der einstigen Größe seines Hauses, zu der beizutragen er vor Begierde brannte. Nichts war ihm daher lieber, als in alten Chroniken und Heldenjagen nach würdigen Mustern seiner Thaten zu suchen. Aber auch den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens wandte sich sein vielseitiger Geist mit Interesse zu. Stundenlang konnte er den Aufbau eines Hauses verfolgen, gerne suchte er die Waffenschmiede beim Eisenhammer auf, legte wol selbst Hand ans Werk, um einen Harnisch fertigen zu helfen. Er lernte Stücke bohren und gießen und hielt sich noch in späteren Jahren für einen tüchtigen Artilleristen. Nichts machte ihm, wie er in einem seiner Briefe schrieb, mehr Freude, als in ein Bergwerk zu „schlupfen“.

Sichtlich ruhte das Auge des Vaters mit Wohlbehagen auf der freundlichen, schöngewachsenen Gestalt des heranreifenden Jünglings, gern strich er ihm das goldblond herabwallende Haar aus dem Gesichte, aus dem zwei prächtige Augensterne leuchteten, die an die fernen Gestade des Tajo erinnerten. Freilich, das treue Mutterherz, dem er sie verdankte, hatte aufgehört zu schlagen. Als achtjähriger Knabe 1467 stand er an ihrem Grabe. Im Chor des Cisterzienserklosters zu Wiener-Neustadt fand sie die letzte Ruhe.

3. Maximilians Verlobung mit Maria von Burgund. 1475.

In dieser Zeit war ein selbständiges Staatengebiet mitten zwischen Frankreich und Deutschland aus kleinen Anfängen zu immer größerer Bedeutung emporgekommen. Herzog Philipp von Burgund, aus einer Seitenlinie des französischen Königshauses, hatte aus deutschen und französischen Provinzen eine Herrschaft zusammengebracht, der zur Erhöhung ihres Glanzes nichts als der königliche Titel fehlte. Sein Sohn und Nachfolger Karl der Kühne sorgte auf friedliche und gewaltthätige Weise für die Vergrößerung seines Gebietes, das wie ein Grenzwall zwischen den deutschen und französischen Landen vom Genfer See bis an die friesischen Marschen sich erstreckte. Der Hauptsache nach bestand diese Ländermasse aus dem unter französischer Lehenshoheit stehenden Herzogtum Burgund, aus der Freigravschafft Burgund, auch Franche Comté genannt, einem deutschen Lehen, endlich aber aus der Perle des Ganzen, den Niederlanden, die das heutige Holland und Belgien, sowie angrenzende französische Gebiete umfaßten. Handel und Gewerbe waren hier zu Hause und kein Land konnte sich eines gleich gewaltigen Reichthums rühmen.

Karl dem Kühnen war kein Sohn beschieden, wol aber eine Tochter Namens Maria, die am 13. Februar 1457 zu Brüssel geboren, eben zur trefflichen Jungfrau heranreifte, als der kaiserliche Prinz Maximilian ins Büttlingsalter trat. Sie war die dereinstige Gebieterin des mächtigen burgundischen Erbes und nichts

schien natürlicher, als daß Kaiser Friedrich ebensoviele in
 vorsorglicher Umschau um eine seines Sohnes würdige
 Braut, als im wolerwogenen Interesse für die Macht-
 vergrößerung des habsburgischen Hauses auf sie das
 Augenmerk richtete. Der Plan war kein neuer, doch
 waren die schon zu Lebzeiten Philipps versuchten An-
 knüpfungen nicht zum Ziele gediehen. Jetzt aber kam
 der ungemessene Ehrgeiz Karl des Kühnen den kaiserlichen
 Wünschen bereitwilligst entgegen. Um den Preis der
 Königskrone war er bereit, die Hand seiner Tochter dem
 jugendlichen Habsburger zu geben. Bald waren die noch
 schwebenden Schwierigkeiten beseitigt und im September
 1473 suchte der sonst so schwer bewegliche Kaiser per-
 sönlich den Herzog Karl in Trier auf. Es wird erzählt,
 daß Karl bei dieser Begegnung einen ungemessenen Auf-
 wand zur Schau trug, fast schien es, als hätte er den
 ganzen Reichthum seiner Niederlande entfaltet, um den
 freilich an Mitteln armen Kaiser tief in den Schatten zu
 stellen. Der Herzog hatte seine Tochter, der Kaiser
 seinen Sohn mitgebracht. Als er beim Einzug in schlichter
 schwarzer Kleidung, das Haupt von goldenen Locken um-
 wallt, mutig seinen braunen Hengst tummelte, da ruhten
 die Blicke der Menge mit Befriedigung auf dieser jugend-
 frischen Gestalt. Prunkende Juwelen hatte er nicht mit-
 gebracht, wie sein präsumptiver Schwiegervater, der unter
 anderen Kostbarkeiten in der Kirche eine mannshohe
 goldene, über und über mit Diamanten besäete Vase
 aufstellen ließ, deren Wert allein auf mehr als 200.000
 Kronen angegeben wurde. Der Kaiser vollzog an dem
 Herzog die nachgesuchte Belehnung mit Geldern, wofür er

eine Gegengabe von 80.000 Gulden erhielt. Auch die Heirat und das Krönungsprojekt wurde verhandelt. Man erzählt, daß Karl hiezu bereits den vollständigen Krönungsornat mitgebracht hatte. An Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen fehlte es nicht, ein herzliches Einvernehmen war nicht herzustellen, weil immer der Kaiser die Feststellung der Heirat, dagegen der Herzog den Vollzug der Krönung zur Vorbedingung weiterer Auseinandersetzungen machte. Endlich ward der Tag der Krönung festgesetzt. Da verließ plötzlich und ganz heimlich der Kaiser Trier und ließ dem verblüfften Herzog sagen, er habe vorerst Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof von Köln und dessen Domkapitel zu schlichten, dann wolle er an die Krönung denken. Unter all' den Vermutungen, die man über die Ursache dieses unerklärlichen Entschlusses aufgestellt hatte, verdienen zwei besondere Beachtung. Es scheint, daß Karls übermüthiges Auftreten, das er durch absichtliche Prachtentfaltung noch mehr zu steigern verstand, des Kaisers Gemüth kränkte, endlich mag es den unablässigen Intriguen König Ludwigs XI. von Frankreich, der immer noch an eine Verbindung der burgundischen Prinzessin mit dem französischen Königshause dachte, gelungen sein, des Kaisers Seele mit Mißtrauen gegen die redlichen Absichten des Herzogs Karl zu erfüllen. Von der Verlobung war natürlich vorerst keine Rede mehr. Der Kaiser, der sich des Kölner Domkapitels angenommen hatte, geriet im Gegentheil bald in kriegerische Verwickelungen mit Karl, der sich auf die Seite des Kölner Erzbischofes stellte und mit einem starken Heere die kölnische Stadt Neuß belagerte. Da kam ihm ein deutsches Entsatzheer unter dem „deutschen Achilles“ Albrecht

von Brandenburg zu Hilfe und Karl mußte nach elfmonatlicher Belagerung unverrichteter Sache abziehen. In dem Juni 1475 abgeschlossenen Frieden zwischen Kaiser und Karl wurde die Verlobung Marias mit Maximilian bestätigt und Karl bekam so nach einer Seite Luft, um sich gegen die von den anderen Seiten gegen ihn anstürmenden Feinde, Ludwig XI. von Frankreich, den Herzog von Lothringen und die vom tiroler Herzog Siegmund aufgestachelten Schweizer zur Wehre zu setzen. Im raschen Siegeslaufe warf er die Lothringer aus Luxemburg und eroberte ihr ganzes Land, aber an der Tapferkeit der Schweizer sollte sein Ugebüüm zu Falle kommen. Sie schlugen ihn im März 1476 bei Granfon, im Juni desselben Jahres bei Murten aufs Haupt. Als er im folgenden Jahre nochmals sein Kriegsglück versuchte, ward er nach Lothringen gedrängt und verlor am 5. Jänner 1477 bei Nancy Schlacht und Leben an die Schweizer.

4. Maximilians Vermählung mit Maria von Burgund 1477.

Der Tod Karl des Kühnen hatte Maria zur souveränen Fürstin von Burgund gemacht. Dafs ihre Hand vielen Freiern begehrenswert erschien, war begreiflich. Der gefährlichste unter diesen war Ludwig XI. von Frankreich, der die Prinzessin für den 7jährigen kränklichen Dauphin zu gewinnen suchte. Aber all den französischen Schmeicheltünsten machte die Obersthofmeisterin

durch ein kühnes Wort ein Ende. „Wir brauchen, sprach sie, einen Thronerben und haben eine schöne, wackere Fürstin, wir müssen ihr einen Mann, kein Kind zum Gemahl geben.“ Auch bestand noch der Verlobungsvertrag mit Max zu Recht, zu dessen Befkräftigung Maria an den ihr liebgewordenen Prinzen einen Brillantring übersandt hatte. Mit Freuden nahm sie daher am 26. Mai 1477 die Brautwerbung entgegen, die Herzog Ludwig von Baiern im Namen des Kaisers vorbrachte. Schnell machte sich der Prinz auf den Weg. Es war eine trübe Zeit, in welcher Erzherzog Max aus der Wiener Burg seinen Brautzug nach Gent unternahm. Sorgenschwer verabschiedeten sich die Bürger von dem Prinzen, schon drohte König Mathias die Brandfackel nach Osterreich zu schleudern. Die Reise des jugendlichen Fürsten durch das deutsche Reich glich einem Triumphzuge. Die Augsburger verehrten ihm und seiner Braut einen vergoldeten, mit 100 Gulden gefüllten Becher. Viele Reichsfürsten gaben ihm das Geleite, aber auch in den Niederlanden machte man großartige Anstalten zum würdigen Empfang des Prinzen. Am 18. August 1477 Abends fand der Einzug in Gent statt. Der Adel ritt ihm festlich gekleidet entgegen, Geistlichkeit und Volk harrete am Thor. Der Erzherzog ritt einen braunen Hengst, ein silberner mit Gold durchschlagener Harnisch bedeckte die breite Brust, darüber fiel ein Waffenrock von rotem und weißem Sammet. Ein Kranz von Perlen umgab das unbedeckte blonde Lockenhaupt. Die zahlreichen, mit Inschriften bedeckten Triumphpforten hindurch zog sich der lange, glänzende Zug hin zu Mariens Palast. Der Glanz der Fackeln — schon

war es 11 Uhr Nachts — warf sein rötliches Licht auf die breiten Treppen, als inmitten der jubelnden Schar der kühne Degen aus fernen Landen aus dem Sattel sprang und der hold zögernden Braut entgegeneilte. Wie die ihn sah, sank sie in die Kniee und bat um Gottes Segen. Dann aber mit den Worten: „Willkommen sei mir, du edles deutsches Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt, und das ich nun in Freuden bei mir sehe,“ schloß sie ihn in ihre Arme.

Am 20. August nahm der päpstliche Legat Julian von Ostia in der Schloßkapelle zu Gent die feierliche Trauung des fürstlichen Paares vor. Geführt von ihrer Mutter, Margarethe von York, erschien die Braut am Altare. Ein weißes mit Gold durchsetztes Damastgewand, ein Mantel von gleichem Stoffe mit Hermelinverbrämung umwallte ihre hohe Gestalt, den Leib umschloß ein goldener Gürtel und das Haupt schmückte die Krone von Burgund. Das schöne kastanienbraune Haar fiel in Locken auf den weißen Nacken. Der kirchlichen Feier folgten Gastmähler, Ritterspiele und Tänze. Mehrere Tage lang dauerten diese Festlichkeiten. Von Gent zog die Hochzeitsgesellschaft nach Brügge, dann nach Antwerpen, wo man in gleicher Weise die Feier dieses Ereignisses glänzend beging.

5. Maximilians Kämpfe in Burgund.

Aber gar bald kamen die Tage der Sorge. Schon vor Mariens Vermählung hatte König Ludwig XI. von Frankreich sich in den Besitz des Herzogthums Burgund gesetzt, auf welches die französische Krone als auf ein erledigtes Lehen unzweifelhafte Rechte besaß; aber durch Einfälle im Hennegau hatte er seine Absicht nach weiteren Eroberungen kundgegeben, und wenn er drei Wochen nach Maximilians Vermählung mit diesem Waffenstillstand schloß, so geschah dies nur, um Zeit zu weiteren Rüstungen zu gewinnen. Wichtig brach der Krieg bald von neuem aus, die Festung Condé fiel in Ludwigs Hände, und wer weiß, welche Fortschritte die französische Invasión gemacht hätte, wenn es nicht dem energischen Widerstand Maximilians gelungen wäre, unterstützt durch den flandrischen Adel und die Freundschaft des Kaisers und Ferdinands von Aragonien, am 11. Juli 1478 Ludwig zum Abschlusse eines Stillstandes zu bewegen. In diesem Kampfe hatte Maximilian zum erstenmale bewiesen, daß er auch vom Kriegshandwerke etwas verstünde. Die Prahlucht Ludwigs verstummte. Da er — hatte Ludwig Maximilian sagen lassen — nun Ritter und Haupt des goldenen Bließes geworden, so solle er mit einem Heere gegen ihn rücken und von ihm lernen, wie man Krieg führen müsse. Maximilian blieb ihm die Antwort nicht schuldig: „Er sei bereit, ihm seine und der Seinigen Tapferkeit zu zeigen; er möge kommen und erfahren, was hinter den Deutschen stecke.“ Bitter beklagt sich Maximilian über

Ludwig in seinen Briefen, die er in die Heimat schickte: „Wahrlich kein größerer, verzagter Böswicht ist in aller Welt nicht, als er ist. Wie hat er meiner Gemahlin eine Stadt mit Gewalt genommen, nur auf Verrat ruht all sein Hoffen.“

Gestaltete sich für Maximilian schon das erste Jahr seiner Ehe keineswegs sorgenfrei, so blieb ihm doch Zeit genug die Vorzüge seiner trefflichen Maria mehr und mehr schätzen zu lernen. Die Natur hatte ihrem scharfen Geist nicht den Schmuck der natürlichen Anmut versagt. Erziehung und Schicksal, echte Bildung und vielfache Erfahrungen hatten ihr frühzeitig einen reichen geistigen Schatz zugeführt, den sie mit der ganzen Anmut und dem klugen Sinne des Weibes zu verwalten verstand. Mit ihrem Gatten theilte sie die Gabe, sich liebevoll in die Sagen der Vorzeit zu versenken, dann die Lust für Jagd und Ritterspiel. Sie kleidete sich gerne einfach. Wenn sie zu Pferde stieg, wählte sie am liebsten die Amazonentracht. Ungern wich sie von der Seite ihres geliebten Gemahls, den sie in der französischen Hofsprache unterrichtete, um von ihm dann Unterweisung im Deutschen zu empfangen. Doch werfen wir einen neugierigen Blick in ein Schreiben Maximilians an einen Freund am Wiener Hof. Darinnen heißt es: „Ich hab' ein schönes, frommes, tugendhaftes Weib und danke dessen Gott; ein braunes Haar, ein kleines Nasl, ein kleines Häuptel und Antlitz, braun und graue Augen gemischt, schön und lauter. Hätten wir hier Friede, wir säßen hier im Rosengarten. Mein Gemahl ist eine ganze Waidmännin mit Falken und Hunden. Sie hat ein weiß Windspiel, das läuft gar bald. Das liegt zum meisten

Teil alle Nacht bei uns. Hier legt sich jedermann um zwölf nieder schlafen, zum Morgen wieder auf um acht, ich bin aber der ärmste Mensch, daß ich nicht essen, schlafen, spazieren und stechen kann vor lauter übrigen Geschäften.“

Da war es denn ein freudig begrüßtes Ereignis, als am 27. Juni 1478 dem glücklichen Paare zu Brügge ein Sohn geboren wurde. In der Taufe erhielt er nach seinem Urgroßvater den Namen Philipp. Reiche Geschenke flossen von allen Seiten. Margareta mußte auf dem Heimwege von der Kirche der jubelnden Volksmenge den jungen Prinzen zeigen. „Lieber Herr Sigmund“ — schrieb Maximilian in seiner Herzensfreude an seinen Freund — „ich bin gar froh, daß ich einen Gefellen hab an meinem Sohn. Wäre nur Friede, daß ich rennen und stechen könnte! Es ist in langer Zeit kein hübscher französischer Harnisch gemacht worden, als ich jetzt hab. Er kostet drei Kronen allein von dem Plättner.“ Aber zum Vergnügen sollte Maximilian auch jetzt nicht kommen.

Außer Italien gab es wol kaum ein Land in Europa, das sich an Reichtum und Produktionskraft mit den damaligen Niederlanden messen konnte. Hier war der Welthandel zu Hause, niederländische Schiffe durchfurchten die fernsten Meere, Fabriken blühten, Segen ruhte auf den ergiebigen Fluren. In Flandern wetteiferten Gent und Brügge um den Vorrang. Gent war der Sitz des reichen Bürgertums. In Brügge wohnten in stolzen Palästen Kaufherren, von denen mancher fünf bis sechs Millionen Gulden im Vermögen besaß. In Brabant blühte Brüssel durch seine Spizenfabrikation und Löwen durch großartige Webereien. Mecheln erzeugte alle Arten Tuche. Antwerpen

gieng langsam seiner künftigen Größe entgegen. Der Norden endlich, Holland und Seeland, war reich durch seine Cerealien und den ergiebigen Härringsfang. Aber in all diesen Städten saß ein stolzes, übermütiges Völklein, das mit Behagen auf seine gefüllten Taschen schlug und sich verdammnt wenig um einen Herrn kümmerte. Jede Provinz bewahrte ängstlich für sich die zahlreich verliehenen Privilegien, und nichts schien den Niederländern verhasster als eine starke, allen gemeinsame Regierung. Da sie die Mittel besaßen, wähnten sie auch die Macht zu haben, und Maximilian mußte ein gutes Stück Regierungskunst mitbringen, um mit ihnen fertig zu werden. Auch mit ihrer Treue war es nicht weit her. Trefflich charakterisiert sie Maximilian: „Aber der Landsinn ist: der nächst' Herr der liebste; wer im Feld Herr ist, ist Herr im ganzen Land. Es bleibt kein Bürger in einer Stadt über drei Tag belagert. Sie nehmen gerne alle Tag einen neuen Herrn auf. Als bald ich's übersehe, das eine hupfet, so hupfen die anderen alle nach.“ Die Flamänder wollten von Maximilians Herrschaft nichts wissen. In den nördlichen Provinzen stritten sich zwei Parteien auf Leben und Tod. Die demokratischen Rabliaus, denen sich Maximilian nach kurzem Schwanken dauernd anschloß, und die aristokratischen Hoeks. In Geldern endlich strebte man überhaupt von den Niederlanden weg unter die Herrschaft des früheren Herzogsgeschlechtes zu kommen. In allen diesen Ländern mußte jetzt Maximilian Aufstände und zwar mit Blutvergießen unterdrücken.

Da zeigte es sich bald, daß Ludwig von Frankreich es mit dem Waffenstillstand nicht ernst meinte. Im Frühlings-

jahr 1497 brach der Kampf von neuem aus. Maximilian zog rasch ein Heer von 28.000 Mann zusammen, mit dem er dem mehr als doppelt so starken Feinde entgeging. Am 17. August 1479 kam es nahe an der Stadt Terouane bei Guinegate zu einer entscheidenden Schlacht. Die deutschen Landsknechte unter Engelbert von Nassau kämpften mit gewohntem Mute. Allein die Übermacht der Gegner schien sie zu erdrücken. Schon schwankte die Schlachtordnung Maximilians, bereits war die Kriegskasse und das Geschütz eine Beute der Franzosen, da stürzte sich verzweifelt Graf Romont mit seiner verwegenen Reiterschare auf dieselben, die nun auf allen Punkten geworfen, von den Deutschen und Flämen verfolgt, ihr Heil in regelloser Flucht suchten. 9000 Franzosen bedeckten das Schlachtfeld, aber auch Maximilian hatte den Verlust von 4000 Braven zu beklagen. Unter dem Jubel der Genter zog Maximilian in ihre Stadt ein und schloß den geliebten Sohn, den Maria ihm entgegenbrachte, in seine Arme.

Der Krieg währte fort. Doch zu einem entschiedenen Schlag kam es nicht. Ludwig verstand es, Maximilians tüchtigste Feldhauptleute, wie Hans Kopenoll, durch Bestechung für sich zu gewinnen und den inneren Parteikampf der Niederländer zu nähren. In Leyden mußte Maximilian die Hoeks blutig niederwerfen und ihre Hauptanführer hinrichten lassen. Die Stände von Flandern fiengen auch an widerspenstig zu werden. Utrecht in Holland war der Sammelpunkt aller Mißvergnügten, an deren Spitze Simon von Montfort stand. Gegen Ende des Jahres 1481 zog Maximilian gegen die Gelderer. Als er vor Venloo kam, verspotteten ihn die Knaben mit Schimpf-

reden. Erziirnt pflanzte er selbst die Geschütze gegen die Mauern der Stadt, die sich nun auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

In diesem Jahre hielt Maximilian auch zu Herzogenbusch eine Versammlung der Ritter des goldenen Vlieses, eines von Herzog Philipp dem Guten 1430 gestifteten Ordens, ab. In feierlicher Weise wurden da die französischen Ordensritter ihrer Würde für verlustig erklärt und der damals dreijährige Prinz Philipp zum Ritter geschlagen. Wie nun Adolf von Cleve beim Ritterschlag das Schwert über ihn schwang, sprang der Prinz rasch auf, zog seinen Kindersäbel und setzte sich unter großer Heiterkeit zur Wehre. Der Ordensrichter hieng ihm die goldene Kette um und sprach unter Thränen der Rührung: „Mein Prinz, Ihr werdet ein scharfer Stahl und ein harter Stein sein, und viele Funken und Flammen in die Welt hinausprahlen!“ Es war ein schlimmes Vorzeichen, daß die Schaubühne, auf welcher Maria von Burgund der Feierlichkeit beivohnte, unter ihr zusammenbrach und sie (zum Glück ohne erhebliche Beschädigung) herabstürzte. Das nunmehr anbrechende Jahr 1482 sollte dem Herzen Maximilians einen schweren Schlag versetzen.

6. Marias Tod. 1482.

Maria war eine leidenschaftliche Jägerin, am liebsten jagte sie zu Pferde; dann ließ sie den Falken nach dem Reiher steigen und gefiel sich in kühnen Reitersprüngen. Ist die Jagd für ein zartes Weib schon an und für sich

ein bedenkliches Vergnügen, so hätten ihr doch die Pflichten der Mutter und der Landesfürstin derlei halbsbrecherische Ritte verbieten sollen. Allein die Leidenschaft siegte, Maria gieng trotz mehrfacher Warnungen zu Brügge im März 1482 auf die Falkenjagd. Wie sie einen Reiher von seltener Größe erspähte, gab sie dem Pferd die Sporen, um über einen Graben zu setzen. Das Pferd scheute, der Sattelgurt riß und Maria stürzte auf einen Baumstrunk nieder, der sie schwer am Unterleib verletzte. Durch den jähen Sturz hatte sie sich überdies mehrere Rippen gebrochen. Maximilian war untröstlich und zerfloss in Thränen; vergebens waren alle seine Versuche, sie zu bewegen, die Hilfe einer Männerhand beim Verbinden anzunehmen. Ein heftiges Fieber befiel sie, dem sie nach wenigen Wochen am 27. März 1482 erlag. In der Kirche zu unserer lieben Frau wurde sie beigesetzt, ihr Herz aber kam in Antwerpen zur letzten Ruhe. „Nie, so lange ich lebe“ — rief Maximilian am Sarge seiner geliebten Maria schmerz erfüllt aus — „nie werde ich dieses traute Weib vergessen.“

Und so war es auch. Bis an das Ende seiner Tage trug er das Bild seiner Lebensgefährtin, die einer jäh gepflückten Rose gleich zu Boden sank, rein in seinem Herzen. Es wird erzählt, er habe den im Rufe großer magischer Kunstfertigkeit stehenden Abt Trithemius rufen lassen, mit der Bitte, ihm das Bild seiner geliebten Maria vorzaubern. Wie nun Max das trübe Werk der *laterna magica* erschaute, da habe ihn Entsetzen erfaßt und er sei davongestürzt. Drei Kinder hatte Maria ihm geboren. Philipp, den Erben von Burgund. Ein Knabe Namens Franz war der Mutter vorangegangen. Die Tochter

Margarete hat durch ihre späteren Lebensschicksale bewiesen, daß ein Zug des mannhaften und charaktervollen Wesens ihrer Mutter auf sie übergegangen war.

7. Erneuerte Kämpfe in den Niederlanden.

Mariens Tod brachte neue Wirren über das burgundische Erbe. Nicht Maximilian, sondern sein Sohn Philipp war nun der rechtmäßige Herr, ersterer konnte mit Recht nur die Vormundschaft für sich in Anspruch nehmen. Allein ein großer Theil der Niederländer wollte hievon nichts wissen. Nur wo die Partei der Rabliau herrschte, fand Maximilian Unterstützung. Die Genter verlangten, daß ein ständischer Rat die Regierung übernehmen sollte. Gent, Brügge und Ypern setzten diesen ihren Willen auch durch und nahmen die Kinder unter ihre Obhut. Ja sie giengen so weit, ohne Willen Maximilians einen für Frankreich höchst vorteilhaften Frieden zu Arras 1482 mit Ludwig abzuschließen, nach welchem Margarete mit dem Sohne Ludwigs verlobt und bis zu ihrer Vermählung am französischen Hofe erzogen werden sollte. Bezüglich der Mitgift wurden Bestimmungen getroffen, die unter günstigen Zufällen Frankreich in späteren Zeiten in den Besitz des ganzen burgundischen Erbes hätten setzen können. Maximilian mußte nachgeben und den Frieden anerkennen, ja er verstand sich sogar dazu, eine Gesandtschaft nach Blois zur Beglückwünschung des Königs zu senden. Seine Tochter Margarete kam nach Frankreich. Rann hatte sich Maximilian als Vormund

seines Sohnes in Holland, Seeland und Brabant huldigen lassen, so mußte er einen von dem Grafen Arceberg, dem „Eber des Ardennenwald“, angezettelten Aufstand in Püttich unterdrücken. Auch die Stadt Utrecht brachte Maximilian durch sein schweres Geschütz zum Gehorsam. Endlich empörten sich die Genter unter Hans Koppennoll, richteten eine förmliche Pöbelherrschaft ein und behielten den jungen Erzherzog Philipp in ihrer Gewalt. Als sie sich zu schwach zum Widerstande fühlten, wandten sie sich an den 14jährigen König Karl VIII., den zukünftigen Schwiegersohn Maximilians — Ludwig XI. war inzwischen im April 1483 gestorben — um Hilfe. Sie wurde gewährt. Maximilian zog mit Heeresmacht gegen die Stadt, die müde des langen Kampfes im Juni 1485 zu Briigge einen billigen Vergleich abschloß. Die Fläminger erkannten Maximilian als Vormund seines Sohnes an, behielten ihre Freiheiten und zahlten 700.000 Gulden Kriegsentschädigung. Als der Erzherzog in Gent einritt, zogen ihm die Bürger in schwarzen Kleidern und mit bloßen Füßen reinig entgegen, baten um Gnade und lieferten den jungen Philipp aus. Jetzt sahen sich Vater und Sohn das erstemal nach dreijähriger Trennung. Doch der Friede in Gent währte nicht lange. Der Schultheiß setzte drei deutsche Kriegsknechte, die sich Mißhandlungen einer Magd erlaubt hatten, fest. Die Kameraden wollten sie befreien und stürmten das Gefängnis. Die Bürger griffen zu den Waffen, die Sturmglocke, genannt der große Roland, ertönte, selbst die Zugänge zum Schloß wurden von ihnen besetzt und die Räte Maximilians verhöhnt. Da griff der Erzherzog wieder zu den

Waffen, er trieb die Empörer mit blutigen Köpfen zurück und ließ acht der Hädelsführer hinrichten. So war auch hier die Ruhe hergestellt.

8. Maximilians Erwerbung der römischen Königskrone. 1486.

Während Maximilian die niederländischen Wirren schlichtete, waren trübe Zeiten über sein österreichisches Heimatsland hereingebrochen. Wenige Tage, nachdem Maximilian Wien verlassen hatte, am 12. Juni 1477 schickte König Mathias Corvinus von Ungarn dem Kaiser die Kriegserklärung zu und brach mit seinem Heere so schnell in Oesterreich ein, daß der Kaiser sich eiligst nach Pinz flüchten mußte. Durch 18 Wochen blieb Wien eingeschlossen, und erst der am 20. December 1477 abgeschlossene Friede zu Kornenburg hob die Belagerung auf. Aber es sollte noch ärger kommen. Im Frühjahr 1481 nahm Mathias den Krieg von neuem auf. November 1482 fiel Hainburg in seine Hände. April 1483 zog sich ein fester ungarischer Heeresgürtel um die Hauptstadt. Die Belagerung dauerte Jahre hindurch. Im April 1485 drang Mathias bereits bis zur Stubenthorbrücke vor, die Theuerung war so groß, daß der Preis einer schlechten Kuh von 12 Schilling auf 12—14 fl., eines Muthes Korn von 2 auf 72 Pfund Pfennige stieg. Mehr als 600 Menschen verhungerten, in der Stadt standen große Häuser ganz leer. Es heißt zwar, selbst die Ungarn hätten ihren König zum Frieden gedrängt. Der aber

antwortete hohulächelnd, daß zwei Bürger ihm die Stadt bald überliefern werden. Befragt um deren Namen, erwiderte er: „Der eine heißt Hunger und der andere Zwietracht.“ Eine Sage erzählt, daß Mathias verkleidet in die Stadt gieng und mit einigen Fremden in der Stube zu den drei Raben im Rotgäschen verkehrt habe. Am 1. Juni 1485 zog Mathias durch das Stubenthor in die gefallene Stadt. In seinem Gefolge befanden sich 24 Kameele, welche den königlichen Schatz trugen. Damit fiel bis auf wenige Punkte ganz Niederösterreich in die Hände der Sieger. Der Kaiser irrte einem Flüchtigen gleich aus seinen Erbländen zum Better Siegmund von Tirol, dann in den Städten des südlichen Deutschlands umher, aller Mittel entblößt, thatsächlich von den Almosen der Prälaten und Städte lebend. Als er 1485 in Aachen weilte, da traf sein Sohn Maximilian aus den Niederlanden bei ihm ein.

Man nimmt an, daß es das besondere Verdienst des Grafen Hugo von Werdenberg gewesen, den alternen Kaiser für den Plan zu gewinnen, in Maximilian eine feste Stütze zu suchen und diesem noch bei des Kaisers Lebzeiten zur römischen Königskrone zu verhelfen. Die deutschen Kurfürsten, die nur Gutes von dem jugendlichen Erzherzog gehört hatten, giengen auf diesen Vorschlag ohne weitere Schwierigkeiten ein, und am 16. Februar 1486 erfolgte zu Frankfurt einstimmig, doch ohne Rücksicht auf die fehlende Stimme Böhmens, Maximilians Wahl zum römischen König. Als dem Kaiser, der sich während des Wahlaktes in eine Klosterbibliothek zurückgezogen hatte, das Wahlresultat verkündet wurde, da brach er in Thränen der

Freude aus; seit den Tagen der Staufer war es keinem Herrscher gelungen, die Wahl des Sohnes bei Lebzeiten durchzusetzen. Auf diesem Reichstag wurde auch der Landfrieden erneuert, und Geld und Mannschaften zur Wiedererlangung der österreichischen Erblande bewilligt.

Dann zog der Kaiser mit seinem Sohne, allen Kurfürsten und zahlreichem Gefolge den Rhein hinab zur Krönung nach Aachen. Ein Geschichtschreiber schildert die Krönungsfeierlichkeiten folgendermaßen: „Am Dienstag nach Quasimodogeniti hielten sie den Einzug in Aachen, der mehrere Stunden dauerte. Die verschiedenen Fürsten traten je mit ihren Landesfarben auf; dem Kaiser voran ritt der Erzbischof von Trier und der Pfalzgraf, mitten dazwischen der Herzog Ernst von Sachsen, das entblößte Schwert tragend, dann der Kaiser selbst in ganz schwarzer Kleidung auf einem Rappen, hierauf der römische König in goldenem Gewand auf einem Schimmel, zur Rechten der Erzbischof von Köln, zur Linken der von Mainz und endlich das kaiserliche und königliche Gefolge, letzteres in rot mit weiß und blau gekleidet. Während des Zuges wurde Geld ausgeworfen, auch mußte am Thore des Königs Pferd, vermöge alten Herkommens, mit fünf und zwanzig Gulden ausgelöst werden. Am 5. April wurde Maximilian in der Domkirche zu Aachen gekrönt. Von den Fürsten in die Kirche geführt, wurde er dort von den drei Erzbischöfen von Trier, Köln und Mainz empfangen und vor dem Chor auf einen Stuhl gesetzt; neben ihm, nur eine Stufe niedriger, nahmen rechts der Erzbischof von Mainz, links der von Trier Platz, der von Köln stand vor dem Altar. Nachdem der

Erzbischof von Köln das Hochamt gehalten, zogen die beiden Bischöfe zur Seite des Königs ihm das Oberkleid aus, worauf er vor dem Altar niederkniete, und die Litanei über ihm gesprochen wurde. Nachdem er aufgestanden, richtete der Erzbischof sechs Fragen an ihn: Ob er den christlichen Glauben halten und mit rechten Werken befestigen wolle, ob er der Kirche dienen und ihr ein treuer Bewahrer und Beschirmer sein wolle, ob er das Reich nach Gerechtigkeit regieren, ob er dessen Rechte erhalten, und das ungerecht Verlorne wieder beibringen wolle, ob er Armen und Reichen, Witwen und Waisen ein gleicher Richter und gütiger Schirmer sein, ob er Gott dem Vater, dem römischen Bischof und der römischen Kirche die schuldige Unterthänigkeit und Treue bewahren wolle. Auf alles das mußte der König antworten: „Ja, ich will, so mir Gott und alle Heiligen helfen.“ Hierauf richtete der Kurfürst von Köln auch an die Kurfürsten und die anderen Umstehenden die Frage: „Wollt ihr diesem Fürsten und Regenten unterthänig sein, das Reich getreulich stärken und seiner Gebote und Verbote gewärtig sein?“ Hierauf antworteten die Fürsten: „Ja“, und der König empfing von dem Erzbischof von Köln den Segen. Nun kniete der König nieder und ließ seine Brust entblößen, der Erzbischof salbte ihm Haupt, Brust und beide Hände, Schultern und Arme. So gesalbt führten ihn die Erzbischöfe von Mainz und Trier in die Sakristei, wo ihn die ältesten Chorherren empfingen, um ihn mit Baumwolle abzutrocknen.

Nun wurden die Reichskleinodien Karls des Großen, welche die Stadt Nürnberg geschickt hatte, Alba, Stola, Mütze,

Schwert, Reichsapfel und Krone übergeben. Das Schwert umgürteten ihm die drei geistlichen Kurfürsten, der Erzbischof von Köln steckte ihm den Ring an, gab ihm Scepter und Apfel in die Hand und die drei miteinander setzten ihm die Krone auf. Nachdem solches geschehen, wurde er wieder vor den Altar geführt und gelobte, indem er seine Hände auf denselben legte, er wolle Gesetze, Gerechtigkeit und den Frieden der Kirche halten, seinem Volke vorstehen und des Reiches Gerechtigkeit wahren, wie er das mit Rat der Fürsten und anderer Getreuen am besten vermöge. Darauf wurde er zu Karls des Großen steinernem Stuhl geführt, nahm das Schwert und schlug 200 Fürsten, Grafen und andere Adelige zu Rittern. Zuletzt nahm der neue König das hl. Abendmahl. Von der Kirche begleitete ihn das ganze fürstliche Gefolge auf das Rathhaus, wo das Krönungsmahl gehalten wurde.

Hier gab es wieder besondere Ceremonien. Der Kurfürst von Sachsen ritt auf dem Markt in einen Haufen Hafer, der vor dem Rathhaus aufgehäuft war, so daß er bis an den Bauch des Pferdes gieng, füllte dann ein silbernes Maß, strich es mit einem silbernen Streichstab und schüttete dann das volle Maß einem der Umstehenden in den Armel; alsdann nahm der Reichsmarschall von Pappenheim das silberne Gefäß, den Streichstab und das Pferd, der übrige Hafer aber ward dem Volke preisgegeben. Bei der Mahlzeit selbst saßen der Kaiser und der König auf einer Erhöhung, sieben bis acht Stufen höher als die kurfürstliche Tafel. Zum Beginn der Mahlzeit verrichteten die drei Erzbischöfe das Tischgebet und nahmen von der Tafel des Kurfürsten von Mainz das königliche Siegel, um es dem

König zu überreichen, der es um den Hals hieng. Der Kurfürst von der Pfalz begab sich mit dem von Sachsen in die Küche, beide nahmen da, um das Truchsessenannt anzudeuten, eine verdeckte silberne Schüssel mit einem besondern Leckerbissen und setzten sie auf den Tisch des Königs. In dem Hofe war ein Weinbrunnen eingerichtet mit drei Röhren, aus welchen Rheinwein floss. Im Hofe wurde ferner ein Dohse gebraten, in dem Dohsen aber stat ein Schwein, in diesem eine Gans, in dieser ein Huhn, in diesem endlich ein noch kleinerer Vogel. Von dem Dohsen wurde zuerst dem römischen König ein Stück gereicht, das Übrige dem Volke überlassen. Unter den Geschenken, welche Maximilian während des Krönungsmahles empfing, war auch ein Korb mit goldenen Eiern bemerkenswert, welche die Juden dem römischen König verehrten. Er ließ die Überbringer scherzweise festhalten, sie übrigens reichlich bewirtheten, und als sie darüber erschrafen und fragten, warum man sie denn nicht wieder gehen lassen wolle, sagte der König: „Solche Hühner, die so köstliche Eier legen, müsse man nicht wieder fliegen lassen, sondern einstellen und wol halten.“ Hierauf wurden sie mit Dankagung freundlich entlassen.

9. Maximilians Rückkehr nach den Niederlanden und seine Gefangennahme zu Grügge. 1488.

Nach geschעהener Krönung begab sich Maximilian wieder nach den Niederlanden zurück. Dort wurde er überall auf das freundlichste empfangen und mit oft recht wunder-

lichen Geschenken geehrt. In Herzogenbusch gab man ihm zwei große gemästete Ochsen und zwei Fässer Rheinwein. In Dortrecht zog ihm der Statthalter von Holland mit Gefolge entgegen. Da es dunkel war, so beleuchtete eine ganze Reihe aufgestellter Pechfässer den Weg von Gorkum bis Dortrecht. Man hätte glauben sollen, zwischen diesem Volke und seinem Herrn könnte es keinen Zwist mehr geben. Aber bald brach er von neuem aus. Maximilian hatte sich mit mehreren französischen Großen, die König Karl feindlich gesinnt waren, ins Einvernehmen gesetzt, auch Schwierigkeiten gemacht, die bezüglich der Wittgift seiner Tochter eingegangenen Abmachungen zu halten. Deshalb fiel Karl plündernd in die Niederlande ein. Als sich nun Maximilian an die Stände wandte mit der Bitte, ihm die Mittel zur Abwehr zu gewähren, da stieß er allenthalben auf gewaltigen Widerstand. Man warf ihm vor, daß er die Gelder der Provinzen leichtsinnig verschleudert, nur Fremde im Lande begünstigt und die Freiheiten derselben mißachtet hätte. An Aufwieglern fehlte es nicht, auch trug französischer Einfluss dazu bei, die Erbitterung zu steigern. Die Genter standen an der Spitze dieses Aufruhrs, anfangs 1488 schickten sie eine Gesandtschaft an Maximilian mit der ungestümen Aufforderung, Rechenschaft über die Verwendung der Gelder zu geben. Er ließ sie gar nicht vor. Als er Ende Januar 1488 auf dem Wege nach dem unruhigen Flandern war, traf eine Botschaft der Stadt Brügge bei ihm ein und bat sich die Ehre seiner Gegenwart bei der dort stattfindenden Feier der Lichtmesse aus. War diese Bitte auch in ganz ehrlichem Sinne von den Gesandten vorgebracht worden, so sollte es sich bald

zeigen, daß sie selbst über die Stimmung der Bürgerschaft völlig im Irrtum waren. Vergebens warnte des Königs Umgebung vor diesem gefährlichen Besuche. Maximilian nahm das Anerbieten an. Als er vor den Thoren Brüggens angelangt, da sprach sein Hofnarr Kunz von der Rosen zu ihm: „Lieber König, ich sehe wol, daß Du Deinen getreuen Räten und mir nicht folgen, sondern gefangen sein willst, ich aber will nicht gefangen sein und kehre daher um.“ Kaum in der Stadt angekommen, erfuhr er, daß die Genter von ihm abgefallen seien und den Hauptmann des Schlosses Cortryck ermordet hätten. Sogleich beschloß er, gegen die aufrührerische Stadt zu ziehen. Wie er nun an die Thore Brüggens kam, fand er diese verschlossen unter dem Vorwand, man müsse sich gegen die herumstreifenden Söldnerscharen schützen. Er mußte in das Schloß zurückkehren. Gleich darauf zogen die Gilden der Stadt mit ihren Abzeichen und mit 50 Kanonen, gefolgt von einem großen Pöbelhaufen, vor demselben auf. Eine Deputation begab sich zum König, verlangte Rechnung über die Kriegskosten und Entlassung der mißliebigen Räte. Umsonst mahnte Maximilian sie von gewaltthätigen Schritten ab, eine gefährliche Plünderung der Häuser der königlich Gesinnten machte die Menge nur noch mutiger. Als sich nun die falsche Nachricht verbreitete, ein Heerhaufe komme Maximilian zu Hilfe, da drang die fanatisirte Menge in das Schloß, und nur mit Mühe konnte sie durch die Besonneneren von dem Vorhaben abgebracht werden, den König und seine Getreuen zu ermorden. Der König mußte es sich gefallen lassen, daß hundert Bürger ihn des Nachts bewachten, um seine Flucht zu ver-

hindern. Wenige Tage darauf brachte man ihn in das Haus eines Gewürzkrämers, in die sogenannte Kranenburg, deren Fenster man mit Eisengittern versah. Die Wut des Pöbels kehrte sich nun gegen seine Räte. Zwei derselben, Graf von Zollern und Philipp von Nassau, retteten sich nur unter der bergenden Hülle von Frauenkleidern. An den Anhängern des Königs, soweit sie deren habhaft wurden, nahmen die Rebellen schwere Rache. Viele wurden nach grausamen Foltern mit dem Schwerte gerichtet. Endlich aber riß dem König die Geduld, als er erfuhr, daß man ihn aus der Kranenburg in ein noch festeres Verlies bringen wollte. „Vergesst nicht“, rief er den Bürgern zu, „daß ich der Vater und Vormund Eures Erbprinzen bin, und nicht als Feind und Kriegsgefangener bin ich in Eurer Gewalt. Ohne Kriegsmacht, als Freund bin ich zu Euch als zu getreuen Unterthanen gekommen. Zwar steht mein Leben und Tod in Eurer Hand, aber mit mir werdet Ihr nicht alle Erzherzoge von Oesterreich hinrichten, laßt Euch des Endes gewarnt sein und hütet Euch vor dem Schaden.“ Die Rede machte einen sichtbaren Eindruck, und wenn man auch auf seiner Wegführung bestand, so versprach man, ihm nichts zu leiden zu thun. 36 Bürger wurden ihm als Leibwache beigegeben. In dieser drohenden Lage glaubten die Brüggenser ihrem Herrn wertvolle Zugeständnisse abnötigen zu können. Aber Maximilian wies stolz ihre Vorschläge zurück. Rasch hatte sich die Nachricht von Maximilians Gefangenschaft in den Niederlanden und über dieselben hinaus verbreitet. Man erzählt, der König hätte einem seiner Getreuen ein Schreiben an den Kaiser und die Kurfürsten zwischen die

Schuhsohlen genäht. „Dass ich so jämmerlich gefangen bin worden,“ schrieb er, „ist nicht meine Schuld, noch meines Hauptes, noch meines Herzens, aber alle Übelthat ist an mir in dieser Zeit von jedermann erzeigt worden.“

Eine treue Seele gedachte damals des Königs in seiner Not — es war der Hofnarr Kunz von der Rosen. Wie einst Blondel der Sänger seinen Herrn in allen Landen suchte, so gab auch jener sich allen Gefahren preis, um das Leben des Königs zu retten. Nachts sprang er mit einem Schwimmgürtel, der Maximilian tragen sollte, in das Wasser des Schlossgrabens, an dessen Ufer ein stinkes Pferd bereit stand. Da erhoben die Schwäne, unzeitiger als ihre capitolinischen Vettern zu Brennus' und der Gallier Zeit, ein solches Geschrei, daß Kunz sein Vorhaben aufgeben mußte. Ein andermal schlich er nach Franziskanerart gekleidet und geschoren als Beichtvater zum König, nachdem er die Kunst des Bart- und Haarscherens genau gelernt hatte, und beschwor ihn, sich von ihm als Mönch herrichten und kleiden zu lassen und statt seiner das Gefängnis zu verlassen. Allein Maximilian wies diesen edelmütigen Vorschlag als der königlichen Würde unziemlich zurück. Als nun von Mecheln, wo sich auf Geheiß des jungen Erzherzogs Philipp die niederländischen Stände versammelt hatten, Boten in Brügge eintrafen, welche die Freilassung des Königs beehrten, als auch Kaiser Friedrich mit bewaffneter Heeresmacht gegen die Aufrihrer zu ziehen ernste Anstalten traf, da sauf den Brüggenfern und den Gentern doch der Mut, und sie schlossen mit Maximilian einen Vertrag, der zwar nicht alle ihre Wünsche befriedigte, aber doch für den König

als demütigend bezeichnet werden muß. In demselben verzichtete er auf die Vormundschaft über seinen Sohn in Flandern und genehmigte die Entfernung aller fremden Soldaten; dagegen mußten die Fläminger ihm durch drei Jahre hindurch jährlich 50.000 fl. zahlen. Nachdem Maximilian die Einhaltung des Vertrages öffentlich und in feierlicher Weise vor dem Altar eidlich gelobt hatte, erhielt er die Freiheit. Unter den Männern, welche sich durch Mut und Hingebung für die Sache des Königs ausgezeichnet hatten, ragte Philipp von Cleve hervor. Dieser blieb mit anderen als Geißel in den Händen der Städter. Er hatte mit Maximilians Zustimmung gelobt, gegen alle, welche den Vertrag verletzen würden, auf Tod und Leben zu kämpfen. Der Vertrag selbst wurde am 16. Mai 1488 von Maximilian unterzeichnet.

Es war eine böse Vorbedeutung, daß Maximilian vor seinem Abzuge die Zunftvorsteher der Stadt rufen ließ und ihnen sagte, er für seine Person werde den Eid gewiß halten, doch könne er keineswegs für den Zorn seines Vaters stehen, doch wolle er ihn nach bestem Vermögen zu beruhigen suchen. Als nun Vater und Sohn in Mecheln zusammenkamen, da zeigte es sich, daß ersterer sehr strenge über die der königlichen Würde angethane Schmach dachte und einmal im Besitze eines Heeres von 40.000 Mann keineswegs gewillt war, dieselbe ungestraft hinzunehmen. Er erklärte den Vertrag für erzwungen und ließ ein Gericht aus Rechtsgelehrten bilden, die nach mehrstündiger Disputation den Spruch fällten, Maximilian sei keineswegs verpflichtet, den Vertrag zu halten, denn die von Gent, Brügge und Ypern hätten als treulose, meineidige

und ehrlose Peute wider Gott, Ehre und alle Rechte gehandelt und seien als Majestätsverlezer zu betrachten. War auf diese Weise von Maximilians fernern Verhalten der Schein der Eidbrüchigkeit genommen, so läßt sich allerdings nicht leugnen, daß er edler gehandelt hätte, mit allen Mitteln gegen die Umstoßung des Vertrages zu arbeiten und den Kaiser und sein Heer zur Umkehr zu bewegen. An dem nun beginnenden Kriege nahm Maximilian persönlich keinen Anteil. Flandern wurde auf das entsetzliche verwüstet. Jener Philipp von Cleve, der als Geißel für Maximilian in Brügge geblieben war, handelte nur getreu seinem Eidschwure, gegen alle Verlezer des Vertrages zu kämpfen, als er sich jetzt an die Spitze der Aufständischen stellte und durch seine Kühnheit und sein seltenes Feldherrntalent den kaiserlichen Truppen empfindlichen Schaden zufügte. Auch die Brabanter fielen jetzt von Maximilian ab, die Stadt Brüssel setzte sich zur energischen Gegenwehr, in der sie durch französische Hilfe unterstützt wurde. Der Kaiser und auch Maximilian verließen bald die Niederlande. Herzog Albrecht von Sachsen führte den Krieg, der mehr einem gegenseitigen Plündern glich, fort und übernahm auch die Vormundschaftsregierung. Unter vielen Sorgen verwaltete er sein Amt. Als einst Mangel an Geld eine Revolte unter seinen Soldaten bewirkte, und viele zu den Feinden überliefen, sprach er ihnen Trost und Mut zu: „Liebe Kameraden, Ihr sollt alles haben, was Euch gehört. Seid nur jetzt zufrieden und begehbt Euch nicht selbst in Gefahr, denn wir leben mitten unter den Feinden. Ich habe mein Leben für die königliche Majestät eingesetzt, ich will auch mein Gut nicht

sparen, und sollte ich auch gar nichts behalten.“ Damit ließ er alle seine Kisten hereinbringen, öffnete sie und verteilte alles mit den Worten: „Hier habt Ihr alle meine Schätze und Kleinodien, ich begehre nicht reicher als Ihr zu sein.“ Auf solche Weise hob er den gesunkenen Mut und trieb sie zu neuen Unternehmungen an. Als er einst die Stadt Arschoot belagerte, da stellten die Einwohner ein Schwein mit Rocken und Spindel auf die Mauer. „Wenn diese Sau den Rocken würde abgesponnen haben, dann soll der Herzog Arschoot erobern,“ höhnten sie dazu. Herzog Albrecht, erbittert über diese Schmach, nahm alle Kraft zusammen. Bei Nacht wurde die Stadt im Sturm erobert. Alles, was Waffen tragen konnte, ließ er schonungslos niederhauen.

Endlich wurde man doch des vielen Blutvergießens müde. Der deutsche Reichstag, der 1489 in Frankfurt am Main zusammentrat, und der weitere Mittel zur Kriegsführung bewilligen sollte, nahm lebhaften Anteil, eine Einigung zwischen Frankreich und Maximilian herzustellen. Zu Tours in Frankreich schloß man einen Vergleich, dem auch Flandern beitrat. Nur der Löwe der Niederlande, Philipp von Cleve, wollte vom Frieden nichts wissen, er warf sich in das feste Sluis und trieb bis zum Jahre 1492 sein Unwesen, bis er von Herzog Albrecht, der Sluis einnahm, zur ehrenvollen Unterwerfung gezwungen wurde. Der oben erwähnte neue Vergleich zu Tours setzte Maximilian wieder in die vormundschaftliche Regierung von Flandern ein, die Vorstände von Gent, Brügge und Ypern sollten fußfällig und in härenen Gewanden Abbitte leisten, 300.000 Silienthaler Entschädigung zahlen und alle Gefangenen ohne Lösegeld freigeben.

10. Maximilians Aufenthalt in den österreichischen Erblanden und sein Feldzug gegen Ungarn. 1490.

Mitte Februar 1489 hatte Maximilian die Niederlande verlassen und war am 29. April in dem Städtchen Hall in Tirol angekommen. In diesem Lande regierte der schwache, genussflüchtige Siegmund, der in fortwährendem Hader mit den Adelligen des Landes wie mit Kaiser Friedrich lebte. Die Verbitterung zwischen den Blutsverwandten war so groß, daß Siegmund ernstlich daran dachte, sein Land dem Herzog Albrecht von Baiern zu vermachen. Jetzt bei der Ankunft Maximilians erwachte in dem kinderlosen gutmütigen Greise die natürliche Zärtlichkeit gegen den blühenden männlichen Stammesvetter; er erinnerte sich jetzt mit Freuden, daß diesem das Land von rechtswegen zukomme und entschloß sich, seine frühere Erbschaftsbestimmung umzustoßen. Dafür mußte Maximilian auch die schwere Aufgabe übernehmen, das Haus Österreich mit Baiern auszuföhnen. Kaiser Friedrich hatte gegen Herzog Albrecht tiefen Groll gefaßt, weil dieser ohne sein Wissen und gegen seinen Willen sich einst in den Besitz seiner Tochter Kunigunde gesetzt und dieselbe geheiratet hatte. Den vollen Ausgleich nahm nun Maximilian in die Hand. Aber erst 1492 versöhnte er seinen Vater mit Albrecht, wobei jener zum erstenmale seine Enkeln, Kunigundens Kinder, sah. Im August 1489 treffen wir König Maximilian wieder in Süddeutschland. Unter allen Städten daselbst war ihm, nebst Augsburg, Nürnberg die liebste. Deshalb beschloß er, der Stadt einen

Besuch zu machen. An der alten St. Sebaldkirche hielt der König mit seinem Gefolge. Dort wohnte er einem Tedeum bei, um sich dann zu dem großen Schießen zu begeben, welches der Rat ihm zu Ehren veranstaltet hatte, obwol er sich vorher jeden feierlichen Empfang verboten hatte. Maximilian nahm in dem Hause des Ratsherrn Scheurl, hart unter der Burg, Herberge. Am 30. August gab die gesammte Bürgerschaft auf dem Rathause einen Tanz zu Ehren des geliebten Maximilian. Da der König sich recht vergnügte, so bat er am 3. September in seiner Herberge zwanzig ehrbare Bürgersfrauen zu Tische. Unterdessen kam ein Bote des Baiern-Herzogs Otto und lud den König nach dem Schlosse Neumarkt ein. Die Nürnberger Frauen aber verdroß das gar sehr, daß der König sie sobald verlassen wollte, denn sie gedachten, ihn zu einem neuen Tanz für den Abend zu gewinnen. In ihrer Not fannen sie auf eine List. Sie überredeten einen Diener des Königs, ihnen die Stiefel und Sporen seines Herrn anzuvertrauen. Als dies Maximilian erfuhr, lachte er und gieng willig auf das Rathaus, wo er den Tanz mit den Nürnbergerinnen fortsetzte. Erst zu später Stunde lieferten die Frauen unter artigem Gruße ihre Beute an den König aus, der nun munteren Sinnes nach dem Schlosse des Herzogs ritt.

Bald riefen ihn ernste Angelegenheiten in sein Stamm-land. Er verließ Baiern und eilte nach Linz, um seinem Vater bei der Wiedergewinnung der österrreichischen Lande, die sich in der Gewalt Mathias von Ungarn befanden, behilflich zu sein. Allein Mathias verlangte eine zu hohe Geldentschädigung und, obwol Maximilian seinem Vater

riet, dieselbe zu zahlen, um nur die Erbländer zu retten, wies Friedrich jeden derartigen Antrag zurück. Seine Astrologen hatten ihm geoffenbart, Mathias werde bald sterben. Sie sollten diesmal recht haben. Fast zur selben Zeit, in welcher Siegmund Tirol definitiv an Maximilian abtrat (16. März 1490), starb König Mathias an einem Schlaganfall zu Wien (6. April 1490). Nun war Oesterreich wieder frei. Um Geld und Truppen zur Besetzung des Landes zu erlangen, wandte sich Maximilian an den schwäbischen Bund. Diese von Kaiser Friedrich zu gegenseitigem Schutz und zur Verfolgung gemeinsamer Interessen Ende Juli 1487 zwischen einer Anzahl süddeutscher Städte, vielen Adeligen, sowie selbst mächtigen Reichsfürsten gestiftete Vereinigung verfügte über eine schon erprobte Bundesmacht. Einen Teil derselben stellte der Bund Maximilian zur Verfügung, der rasch gegen Wien marschierte. Er schickte einen Abgeordneten nach Wien mit der Aufforderung zur Übergabe. Die Entscheidung fiel den Bürgern nicht schwer. Anfangs August brach Maximilian von der Neustadt auf, freudig öffneten die Wiener Bürger die Thore und noch an demselben Tage fand zu St. Stefan ein feierliches Tedeum statt. Nur die Burg wurde von einem Häuflein Ungarn tapfer gehalten. Da beschloß Maximilian dieselbe von drei Seiten zu stürmen. Eine Kolonne sollte vom Kärntnerturm her durch den Stadtgraben, die zweite unter des Königs Führung vom Sillierhof und die dritte bei der Michaeler Pfarrkirche den Angriff aufnehmen. Wie da die 124 Ungarn Ernst sahen, übergaben sie die Burg, und sie selbst wurden als Gefangene im Kärntnerturm verwahrt.

Allein Maximilian gab sich keineswegs mit der Wieder= gewinnung der österreichischen Erblande zufrieden. Als sein Vater Friedrich nach dem Tode des Ladislaus Posthumus seine berechtigten Ansprüche auf Ungarn dem eben verstorbenen Mathias Corvinus gegenüber aufgegeben hatte, so geschah dies nicht, ohne sich durch den Ödenburger Vertrag 1463 für den Fall des Todes Mathias die Erbfolge für sich oder seine Söhne vorzubehalten. Jetzt also erhob Maximilian als Sohn Friedrichs Ansprüche auf Ungarn. Allein neben ihm strebten nicht weniger als drei Prätendenten nach derselben Krone. Johann Corvin, des Mathias Corvin Sohn und die Brüder Johann Albert von Polen und Wladislaw II. König von Böhmen. Im raschen Siegeslaufe drang Maximilian bis nach Stuhlweissenburg vor. Aber dort versagte das meuternde Heer jeden weiteren Dienst. Das Fußvolf murrte darüber, daß die ungleich weniger beschäftigte Reiterei gleichen Anteil an der Beute erhielt, zudem forderten sie alle ungestüm ihre Soldrückstände. Umsonst ließ Maximilian die Haupt= rädelsführer auf Bäumen aufhängen, in hellen Haufen liefen die Landsknechte davon und Maximilian mußte in eiligem Rückzug Östreich zu erreichen trachten. So hatte abermals der Mangel an Geld eine mit so viel Hoffnungen ins Werk gesetzte Unternehmung zu Schanden gemacht. Maximilian mußte sich damit begnügen, den allseitig als König anerkannten Wladislaw II. zum Abschlusse des sogenannten Pressburger Vertrages 1491 zu bestimmen, der, von dem ungarischen Landtag bestätigt, ihm den Titel eines Königs von Ungarn und die Aussicht der Erwerbung der Krone für seine Nachkommen gewährte.

II. Streit um Anna von Bretagne. 1491.

In dieser Zeit fügte König Karl VIII. von Frankreich Maximilian eine große Schmach zu. Im Norden Frankreichs befand sich damals das selbständige Herzogthum Bretagne, das wol geographisch auf enge Verbindung mit Frankreich hingewiesen, überdies von einer französisch redenden Bevölkerung bewohnt war, treffliche Häfen und ebenso gute Seeleute besaß. Allein der Herzog dieses Landes, Franz II., gehörte zu den eifrigsten Gegnern der französischen Könige und hatte sich sogar mit Maximilian in öfter erneuerte Bündnisse eingelassen. Herzog Franz hätte gerne die Hand seiner Tochter Anna dem jugendlichen Witwer Maximilian überlassen, allein er starb vor der Ausführung dieses Projektes. Damals war Maximilian eben gegen Ungarn beschäftigt. Um aber die schöne und reiche Braut nicht zu verlieren, schickte Maximilian den Prinzen von Oranien und Wolfgang von Polheim nach Rennes zur Herzogin Anna und ließ sich durch Stellvertretung, wie es damals oft vorkam, mit ihr trauen. Karl VIII. war außer sich, als er Kunde von dieser Vermählung erhielt. Er erklärte, eine Lehenstochter könne ohne Erlaubnis ihres Oberlehensherrn, und das war der französische König, keine gültige Ehe eingehen. Mit einem Heere drang er in die Bretagne ein, und durch Bestechung gewann er die ganze Umgebung der Herzogin. Als das französische Heer Rennes belagerte, gab Anna den Befehl zum äußersten Widerstande. Da mußte sie gewahr werden, daß alle

ihre Unterthanen auf Seite Frankreichs standen. Sie gieng daher zunächst einen Vergleich ein, welcher den Abzug der Franzosen zur Folge hatte, und endlich ließ sie sich mehr gezwungen als freiwillig dazu herbei, ihr Maximilian gegebenes Jawort zu brechen und wurde am 6. Dezember 1491 auf Schloß Rangers im Touraine feierlichst dem Könige Karl VIII. angetraut. Der Papst erteilte nachträglich die Dispens von der bereits mit Maximilian abgeschlossenen Ehe. So wurde der Grund zur bleibenden Vereinigung der Bretagne mit der französischen Krone gelegt.

Aber durch diese That hatte König Karl VIII. seinen für Maximilian als Vater sehr schimpflichen Entschluß besiegelt, die seiner Obhut seit Jahren anvertraute Braut Margarete, die Tochter Maximilians, fürderhin als künftige Gattin zu verschmähen. Maximilian glaubte Himmel und Hölle in Bewegung setzen zu müssen, um die seinem Hause angethane Schmach zu rächen. Mit England schloß er ein Bündnis, das deutsche Reich gieng er um ergiebige Geldbewilligung an, der schwäbische Bund mußte ihm nach langem Unterhandeln eine Truppenmacht zur Verfügung stellen. Zwar eröffnete König Heinrich von England den Krieg gegen Frankreich, da er aber nur auf eigenen Vorteil bedacht war und im Herzen sich der Sache Frankreichs zuneigte, da ferner das deutsche Reich sich wie immer schwerfällig und wenig zu Opfern geneigt zeigte, mußte Maximilian am 23. Mai 1493 einen Vergleich zu Senlis mit Karl VIII. schließen, nach welchem er sich zur Rücknahme seiner Tochter Margarete verstand, dafür aber auch die an Frankreich abgegebene Mitgift zurück-

erhielt. Wollen wir gerecht sein, so müssen wir in dieser ganzen Angelegenheit Licht und Schatten gleichmäßig verteilen. Es ist wahr, Karl VIII. hatte schändlich gehandelt, die gewiss ganz unschuldige Margarete nur um eines Ländervorteiles willen an ihrer Frauenehre zu kränken. Aber auch Maximilian trifft schwerer Tadel. Einmal hat bei seiner Bewerbung um Annas von Bretagne Hand nicht das Herz, sondern nur der schnöde Sinn nach Besitz gesprochen. Zudem war dieses Streben im hohen Grade unpolitisch, weil ein im Norden Frankreichs gelegener Streifen Landes für ihn wertlos und nur die Quelle ewiger Zerrwürfnisse mit Frankreich geworden wäre. Und zweitens war es nicht edelmütig, seine Frau in Rennes den hereinbrechenden Franzosen schutzlos preiszugeben und sich mit der Notwendigkeit seiner Anwesenheit in Ungarn zu entschuldigen.

12. Der Tod Kaiser Friedrichs und Maximilians Vermählung mit Maria Blanca von Mailand. 1493 und 1494.

Kaiser Friedrich brachte seine letzten Lebenstage in Linz zu. Er hatte durch die üble Gewohnheit, die Thüren mit dem rechten Fuße zuzuschlagen, an demselben Schaden gelitten, der so arg wurde, daß die Ärzte zweimal zu einer Amputation des brandig gewordenen Gliedes schreiten mußten. Bei all seinen Schmerzen bewahrte der Kaiser einen seltenen Gleichmut, am liebsten beschäftigte er sich mit astrologischen Traumdeutereien und alch-

mijstischen Künsten. Unmittelbar nach der zweiten Operation war er unvorsichtig genug, mehrere Melonen zu genießen und viel Wasser zu trinken. Es befiel ihn eine schwere Ruhr, der er im 78. Lebensjahre am 19. August 1493 erlag. Er hatte volle 53 Jahre regiert, aber mit Recht konnte man sagen, daß seine Regierung weniger wichtig war durch das, was er that, als durch das, was unter ihm geschehen ist.

Maximilian weilte in Innsbruck, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Sogleich traf er die umfassendsten Anstalten für eine würdige Begehung der Leichenfeierlichkeiten. Von Linz führte er den einbalsamierten Leichnam nach Wien, wo derselbe am 28. August 1493 nach dem Wunsche des Verbliebenen im südlichen Seitenchor des St. Stephansdomes beigesetzt wurde. Nicht weniger als 8422 Messen wurden für das Seelenheil des Kaisers gelesen. Nun aber riefen den römischen König schwere Pflichten gegen das deutsche Reich zu einer umfassenden Thätigkeit. Durch den Tod des Vaters war er das natürliche Oberhaupt des Reiches geworden, von allen Seiten kam man dem im kräftigsten Mannesalter stehenden Fürsten, dessen Geist in der Schule der mannigfachen Erfahrungen frühzeitig gereift war, mit den kühnsten Hoffnungen entgegen. Nun sollte es sich erproben, ob er durch eigene Kraft und Ausdauer sie zu erfüllen im Stande war. Die Aufgabe, die ihm zufiel, war keine leichte. In Frankreich stand damals der König an der Spitze eines Reiches, das einst einen mächtigen und oft recht widerspenstigen Adel besessen hatte. Allein dieser Adel gebot jetzt nicht mehr über große Länder-

massen, trat dem König gegenüber nicht ebenbürtig auf, denn frühzeitig hatten es Frankreichs Könige gelernt, denselben durch Entziehung der so gerne misbrauchten Privilegien zu der übrigen Masse der Unterthanen herabzudrücken. Ganz anders war es aber in Deutschland. Hier standen vor Allem die 7 Kurfürsten obenan. Stolz in dem Bewußtsein, den König zu „küren“, durch viele Privilegien für ihre Person unantastbar gemacht, im Besitze einer Landschaft, in der sie in Verwaltung und Recht ihre Souveränität zur Geltung brachten, fühlten sie sich wenigstens in ihrer Gesamtheit dem römischen König gegenüber keineswegs unterthan. Nicht viel anders machten es die zahlreichen Fürsten, Grafen und Prälaten. Selbst kleine Städtlein waren im Besitze der Reichsunmittelbarkeit, d. h. sie regierten sich selber und standen nur in wenigen Dingen dem König Rede und Antwort. Rechnen wir noch die Ritterschaft hieher, so ist mit der Zahl 1000 keineswegs die Höhe der sogenannten Reichsstände erschöpft, die sich als Staaten im deutschen Staate fühlten. Alle diese Herren und Herrlein befehdeten sich gegenseitig mit wahrer Herzenslust; nicht selten kam es vor, daß ein tapferer Prälat seine Föhnelein gegen die Mauern einer reichen Bürgerstadt führte. Die alte germanische Rauf- lust kam wieder zu Ehren, eben weil das Oberhaupt des Reiches zu ohnmächtig war, den zahlreichen Landfriedens- gesetzen Geltung zu verschaffen. Da hatte jener päpstliche Legat ganz recht, der nach Hause schrieb: „Von sehr großem Umfange ist Deutschland, es ist sehr mächtig, hat vielen und großen Adel, aber dies Deutschland ist ganz ein Räubernest, und unter dem Adel ist derjenige der

berühmteste, der der größte Räuber ist.“ Die zahlreichen Klagen über Unsicherheit der Straßen, Verschlechterung der Münze u. s. w. waren eine natürliche Folge der Zerstückelung des Reiches, aber sie wurden in den wenigsten Fällen jetzt von denen erhoben, welche es ehrlich mit der Größe des Reiches meinten, sondern von denen, die sich durch Reformen die möglichste Förderung ihrer Sonderinteressen versprachen. Da gehörte freilich viel Mut, viel Liebe, aber auch ein bißchen Schlanheit dazu, um in dieses Chaos ordnend einzugreifen. So dringend also hier Maximilians Thätigkeit gefordert wurde, so wollte es doch das Unglück, daß Italien, diese ewig blutende Wunde an Deutschlands Körper und dieses Grab der deutschen Kaiser, zunächst eine größere Anziehungskraft auf den jungen thatkräftigen Fürsten ausübte.

Dieses schöne Land war damals von vielen Herren besetzt. Im nördlichen Italien und zwar auf der dem adriatischen Meere zugewandten Seite herrschte der Löwe von St. Marcus, die große Meeresrepublik Venedig. Das war wol die reichste Stadt der Welt. Ihr direkter Handel reichte weithin nach Asien und Aegypten und brachte den Nobili, die eine fest verbundene Erbaristokratie bildeten und mit weiser Strenge die Zügel der Regierung führten, ungläubliche Reichtümer ein. Prachtvolle Paläste, Kirchen und Klöster spiegelten sich in den Wellen des Meeres. Aber das Territorium der Republik blieb nicht auf die engen Lagunen beschränkt. Die Venetianer besaßen ein gutes Stück des heutigen Venetiens als wertvolles Hinterland, Istrien, Dalmatien und Syrien, Candia und Negroponte, selbst einige Punkte auf Morea erkannten ihre Hoheit an.

Schlau und stets auf ihren Vorteil bedacht, unterhielten sie die geschicktesten Unterhändler an fremden Höfen, über die sie sich in noch erhaltenen Relationen die genauesten Nachrichten geben ließen. Venedig war auch in jener Zeit darauf bedacht, sich auf Kosten seiner Nachbarn in Italien auszubreiten. Neben Venedig spielte in Oberitalien Mailand eine hervorragende Rolle. Dort herrschte Herzog Ludovico Moro aus dem Hause Sforza, als Vormund seines für blöde ausgegebenen Neffen Galeazzo. Moro, Maulbeer, nannte er sich selbst, da er sich mit diesem Baume verglich, der flug genug erst treibt, wenn kein Winterfrost die Blüte knickt, aber dann um so rascher reift. Seine Unterthanen liebten ihn nicht, denn so flug er war, nahm er es doch in der Wahl der Mittel, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, durchaus nicht genau.

In Mittelitalien ragte Florenz unter dem Hause der Mediceer hervor. Lorenzo Medici war ein trefflicher Regent, er hielt die Bürger zu Fleiß und Tüchtigkeit an, unterstützte freigebig Künste und Wissenschaften. Noch heute geben zahlreiche Kunstbauten Kunde von jenem glücklichen florentinischen Zeitalter, in dem das Studium der alten Classiker, der sogenannte Humanismus, sein glänzendes Auferstehungsfest feierte. Aber Lorenzos Sohn und Nachfolger Pietro war ein Knabe, der den Stürmen nicht gewachsen war, als Savonarola, ein kühner Mönch, mit seinen Lehren von der reinen Republik die Grundfesten des Staates erschütterte. Den größeren Teil Mittelitaliens nahm der Kirchenstaat ein. An der Spitze desselben stand damals Papst Alexander VI. Einen so argen Bösewicht, wie dieser war, hatte der Stuhl Petri

bisher noch nicht gesehen. Grausamkeit, Lüge, Treubruch und vollendete Sittenlosigkeit sind die hervorstechendsten Eigenschaften dieses Mannes, dem es übrigens nicht an Klugheit und besonderem Sinn für Verwaltung und öffentliche Rechtspflege fehlte. Mit schamloser Offenheit suchte er seine zahlreichen Kinder, die dem Vater an Schlechtigkeit glichen, in den Besitz von Fürstenthümern zu setzen. Der Sünden Italiens sowie Sicilien gehörte zum Königreich Neapel, welches Ferdinand, ein ebenso grausamer als habgieriger Regent, ein Abkömmling des Hauses Aragonien, innehatte.

Mitten in diese Verhältnisse, die schon durch den Charakter der leitenden Persönlichkeiten recht verwickelte werden mußten, wurde Maximilian durch seinen Drang nach kühnen Kriegsunternehmungen und durch eine unglückselige Heirat gesetzt. Ludovico Moro trachtete nämlich nach selbständiger Herrschaft und glaubte dieselbe am leichtesten erlangen zu können, wenn er beim König Maximilian um die Belehnung mit dem Herzogtum Mailand, die auch dem früheren Herrschergeschlechte der Visconti vom Reiche erteilt worden war, ansuchte. Um ihn nun geneigt zu stimmen, bot er ihm die Hand seiner schönen Nichte Maria Blanca mit einer Mitgift von 400.000 Dukaten an. Maximilian, der sich in großer Geldverlegenheit befand, auch mit Freuden die Gelegenheit ergriff, so in enge Beziehungen zu Italien zu treten, gieng darauf ein, und schon am 16. März 1494 wurde die Hochzeit unter großen Festlichkeiten in Innsbruck gefeiert. Ludovico Moro erhielt Mailand als Reichslehen, sein Neffe Galeazzo wurde jedoch davon ausgeschlossen, weil sein Vater zur

Welt kam, als der Großvater noch nicht Herzog war und sich überdies ohne Erlaubnis des Reiches Mailand ange-
maßt habe. Wir sehen: auch in der damaligen diplo-
matischen Welt wußte man den Dingen mit Worten ein
schönes Mäntelchen umzuhängen.

13. Erzherzog Philipps Vermählung mit Johanna von Spanien. 1496.

Maximilian verließ bald mit seiner jugendlichen Ge-
mahlin Tirol und begab sich über Mainz, Köln und
Aachen Mitte Juli 1494 nach den Niederlanden. Dort
traf er nach langer Trennung mit seinem nun 17jähri-
gen Sohne Philipp zusammen. Gerne entließ ihn der
Vater aus der Vormundschaft und übergab ihm nun
die Niederlande als selbständiges Herrschergebiet. Da
zeigte sich recht bald die Macht der nationalen Verwandt-
schaft, durch die sich diese so eigensinnigen Niederländer
an ihren jungen Fürsten gefesselt fühlten. Maximilian
hätte es nie wagen dürfen, eines ihrer Privilegien nur
anzutasten. Philipp dagegen trat gleich im Anfange seiner
Regierung in einer Ständeversammlung mit der Forde-
rung auf, daß alle seit dem Tode Karls des Kühnen ab-
getrognen Privilegien für ungiltig erklärt würden. Die
Stände fügten sich und leisteten ihm mit Freuden den
Eid der Treue. Schon die Zeitgenossen haben diesem
Fürsten, bezaubert von der Anmut seines Wesens, den
Beinamen „des Schönen“ gegeben. Das goldblonde
Haar, die schöne Gestalt hatte er vom Vater geerbt, auf
seiner Stirne und den Wangen will man den Liebreiz



seiner Mutter gefunden haben. Nun sah sich Maximilian für seinen Sohn um eine passende Braut um. Schon während der feindlichen Beziehungen zu Frankreich hatte sich Maximilian Spanien genähert, das durch die Ehe der Besitzerin von Castilien Isabella mit dem König von Arragonien, Ferdinand dem Katholischen, fortan unter ein Herrscherhaus treten sollte. Ihre zweite Tochter Johanna wählte Maximilian für seinen Sohn, der damals freilich nicht ahnen konnte, welche folgenreiche Zukunft sich durch diesen Bund dem habsburgischen Hause eröffnete. Die Hochzeit fand im Oktober 1496 zu Brüssel statt. Gleichzeitig wurde der spanische Thronerbe Don Juan mit der von Karl VIII. verschmähten Tochter Maximilians Margarete vermählt. Auf beiden Ehen ruhte kein besonderer Segen. Johanna verfiel später bei dem frühen Tode Philipps dem Trübsinn, Don Juan starb bereits nach der ersten Jahreshälfte seiner Ehe. Aber die Niederlande erholten sich jetzt, müde der langandauernden Wirren, von den Wunden, welche der Krieg geschlagen. Brüggens Stern freilich begann zu sinken, besonders als ein 1496 mit England abgeschlossener Handelsvertrag die seither mit den Niederlanden nie zur Ruhe gekommene Spannung aufhob und dadurch Antwerpen einer großartigen Zukunft entgegenbrachte.

14. Der Reichstag zu Worms. 1495.

Fast zu derselben Zeit als Maximilian seinen Sohn Philipp in den Niederlanden großjährig erklärte, zog sich über Neapel ein schweres Ungewitter zusammen. Dort war der grau-

same König Ferdinand I. im Januar 1494 gestorben und hatte die Herrschaft seinem Sohne Alfons II. hinterlassen. Allein König Karl VIII. von Frankreich machte alte Erbansprüche seines Hauses auf Neapel geltend und wurde hiebei merkwürdigerweise von Ludovico Moro von Mailand unterstützt. Wahrscheinlich fühlte sich dieser in seiner vormundschaftlichen Regierung über seinen Neffen Galleazo, der eine neapolitaniſche Prinzessin zur Frau hatte, nicht sicher genug. Er reizte deshalb Karl VIII. zu einem Kriegszuge gegen Neapel. Im August 1494 fiel richtig ein französisches Heer von 18.000 Mann in Italien ein. Unaufhaltsam drang Karl VIII. durch florentinisches und römisches Gebiet gegen Neapel vor. König Alfons II. legte im Gefühle seiner Schwäche die Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. nieder. Aber dieser mußte vor den Franzosen auf die Insel Ischia fliehen, worauf Karl VIII. seinen feierlichen Einzug in Neapel hielt, begrüßt von einem großen Teil der Bevölkerung als Erretter von dem bisherigen Tyrannenjoch. Am 12. Mai 1495 konnte sich Karl VIII. die Krone Neapels auf das Haupt setzen. Der rasche Siegeslauf der Franzosen veranlaßte die witzige Bemerkung des Papstes Alexanders VI.: „Die Franzosen haben Italien wie Fouriere durchzogen mit hölzernen Sporen und der Kreide in der Hand, um die Quartiere aufzuschreiben.“ Allein Ludovico Moro war keineswegs erbaut von den raschen Fortschritten seines Bundesgenossen; so leichten Kaufes wollte er ihm doch nicht die Beute lassen. War zwar Ludovico durch den im Oktober 1494 erfolgten Tod seines Neffen, der unter Symptomen der Vergiftung erfolgt sein soll,

von einer großen Sorge befreit, so mußte er jetzt das Schlimmste von Frankreichs Eroberungssucht für sich befürchten. So näherte er sich wieder dem königlichen Neffen Maximilian, stellte ihm vor, wie Karl VIII. ganz Italien erobern und die römische Kaiserkrone erlangen wolle. Maximilian gieng mit Freuden auf den Vorschlag ein, mit Mailand, dem Papst, Venedig, Ferdinand von Arragonien und Ferrara ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Frankreich zu schließen. Der Vertrag selbst wurde im März 1495 zu Venedig unterzeichnet, und Maximilian eilte voll von kriegerischen Entwürfen gegen seinen verhassten Feind Karl VIII. nach Worms in der Hoffnung, es werde ein Leichtes sein, die dort zum Reichstag versammelten Deutschen für dieselben zu gewinnen.

Allein hier sollte er eine bittere Enttäuschung erfahren. Die deutschen Reichsstände zeigten sehr wenig Lust, die bedeutenden Mitteln zur Führung des italienischen Feldzuges zu bewilligen. Umsonst stellte ihnen Maximilian die gleichzeitig von den Türken und von Frankreich drohende Gefahr dar. Auf alles dies antworteten sie, ehe nicht Ordnung und Friede in Deutschland selbst hergestellt sei, könne man an kriegerische Unternehmungen nicht denken. Namentlich war es der hochbegabte und für Deutschlands Größe begeisterte Erzbischof von Mainz, Berthold von Henneberg, der im Namen der Stände das große Wort führte. Um wenigstens einiges zu erlangen, willigte Maximilian in die Beratung dieser Angelegenheiten. So ist dieser Reichstag dadurch denkwürdig geworden, daß man endlich am 7. August 1495 zur Verkündung eines ewigen Landfriedens schritt. In diesem

heißt es: „Niemand, von was Würden, Standes oder Wesens er auch sei, solle einen Anderen befehlen, bekriegen, berauben, fahen, mit Krieg überziehen u. s. w. Niemand dürfe solchen Leuten Beistand oder Fürschub thun. Die Übelthäter fallen in die Reichsacht und sie sind mit Leib, Leben und Gütern verfallen. Wer gegen die Bestimmungen des Landfriedens handelt, soll mit 2000 Mark löthigen Goldes bestraft werden.“ Sowol um diesem Gesetze gehörigen Nachdruck zu geben, als um auch der bisherigen Unsicherheit im Rechtssprechen abzuhelfen, wurde ein aus 17 Personen bestehendes, theils vom König theils von den Reichsständen gewähltes Reichskammergericht mit dem ständigen Sitz zu Frankfurt a. M. errichtet. Alle Reichsunmittelbaren sollten dort sogleich Recht suchen. Untertanen, die unter einem Reichsfürsten oder einem anderen Reichsstand saßen, d. h. reichsmittelbar waren, konnten von dem Gerichte ihres Landesherrn an dieses Reichsgericht appellieren. Die Stände verlangten aber noch mehr. Sie wollten eine eigene, vom Reichstag gewählte, aus mehreren Personen bestehende Regierung, ein sogenanntes „Reichsregiment“ haben. Da aber Maximilian darin eine Verringerung seiner königlichen Macht erblickte, so ließ man diesen Vorschlag fallen und beschloß alle Jahre zur Beratung zusammen zu kommen.

Daß man es diesmal recht ernst nahm, geht daraus hervor, daß das Kammergericht selbst jeden Fürsten in die Reichsacht erklären konnte. Die Aechtformel war sehr streng. Sie lautete: „Ich nehme dein Leib und Gut aus dem Frieden und thue sie in den Unfrieden und künde dich ehrlos und rechtlos und dein ehelich

Weib zu einer Witwe und deine Kinder zu Waisen und theile alle Lehen, die du hast, ihres Herrn ledig und los und erlaube dich den Vögeln in der Luft, den Tieren in dem Wald, den Fischen im Wasser und jedermänniglich also, daßs niemand an dir freveln kann noch soll, der dich angreift.“ Darauf zerbrach der Richter den Stab und zerriss den Achtzettel.

Jetzt zeigten sich die Reichsstände bereit, dem König zu helfen. Allein diese Hilfe fiel nicht so groß aus, als er verlangt hatte. Im Ganzen wurden 150.000 Gulden bewilligt. Man nannte diese Bewilligung den „gemeinen Pfennig“. Es sollte nämlich jeder ohne Unterschied des Geschlechtes vom 15. Lebensjahre an für je 1000 fl. Vermögen 1 fl., von je 500 fl. einen halben Gulden, von weniger als 500 fl. den vierundzwanzigsten Teil eines Gulden, endlich jeder Jude einen Gulden zahlen. Damals gab es noch keine Steuereinnehmer. Der Pfarrer, der von der Kanzel herab verkünden mußte, daßs einer weitergehenden Großmuth keine Schranke gesetzt werde, hatte das Geld einem Almosen gleich einzusammeln, das schließlich in die Hände von sieben Reichsschatzmeistern gelangte. Wie mühselig diese ganze Procedur war, wie viele Mißstände es da gab, kann man sich denken. Auf diesem Reichstage wurden auch Gesetze gegen das überhand nehmende Fluchen und den Kleiderluxus erlassen. Man glaubte, daßs schwere Krankheiten die Folge dieser Gottlosigkeit seien. Wer in der Hitze, im Zorn oder betrunken fluche, sollte eine Mark löthigen Goldes zahlen oder bei Armut mit Leibesstrafe büßen. Wer aber aus Frevel fluche, sollte alle seine Ämter und Würden verlieren.

Graf Eberhard im Barte von Württemberg, ein trefflicher Regent, wurde damals von Maximilian zum Herzog erhoben. Dieser Eberhard war so beliebt, daß seine Unterthanen sagten: „Wenn Gott im Himmel nicht wäre, wer sollte billiger Gott sein, als unser Herr von Württemberg“; und auf diese Liebe war Eberhard stolz, „sicher“ — rühmte er sich — „könne er im Schoße eines jeden seiner Unterthanen ausruhen.“

Noch vor Schluß des Reichstages, der ein halbes Jahr währte, gab Maximilian eine glänzende Probe seines Mutes. De Barre, ein französischer Ritter, erließ mit großprahlerischem Munde eine Forderung zum Zweikampfe. Wie sich nun niemand meldete, trat der König kühn in die Schranken, streckte den Gegner so gewaltig nieder, daß dieser sich schmählich der Gnade des Siegers ergeben mußte.

Aber Maximilian war nichts weniger als heiter gestimmt, denn seine Hoffnungen auf große Waffenthaten in Italien waren durch die kärgliche Bewilligung des Reichstages so gut wie zerstört. Er verließ Worms, um in Frankfurt den ersten Vorsitzenden des Reichskammergerichts, Grafen Eitel Fritz von Hohenzollern, in aller Stille in seine Würde einzusetzen. Den 3 Schuh 3 Zoll langen Stab aus Nußbaumholz, den er ihm dabei übergab, bewahrt noch heute die Stadt Wezlar.

15. Maximilian wird Herr von Tirol und zieht nach Italien und gegen Ludwig XII. von Frankreich. 1496—98.

Ende Oktober 1495 verließ König Maximilian die Stadt Worms. Während er in Süddeutschland von einer Stadt zur anderen eilte, nur in Augsburg länger verweilte, um sich mit seinem Sohne Philipp unter den schönen Patriziertöchtern mit Tänzen und Turnieren zu unterhalten, überstand Ende 1495 seine Gemahlin Maria in Worms eine schwere Krankheit. Die Königin blieb noch bis in den Sommer des folgenden Jahres in dieser Stadt und geriet in eine schwierige Lage. Im Mai 1496 schrieben die Räte der Königin aus Worms an Maximilian, daß sie vergeblich auf Geld warten. An dem Tage, an welchem sie das Schreiben absandten, müßte die Verköstigung des Hofgesindes eingestellt werden. Sie zeigen gleichzeitig an, daß, wenn innerhalb 3 bis 4 Tagen kein Geld käme, auch die Königin nichts mehr zu essen habe.

In diese Zeit fällt der Tod des Erzherzogs Siegmund von Tirol. Mit diesem stand Maximilian bis an sein Ende in freundschaftlichem Verkehr. Ein herzliches Schreiben, das Maximilian gerade ein Jahr vor Siegmunds Tode an diesen richtete, gibt uns einen Einblick in das ewig heitere, durch keine Wechselfälle des Lebens zu beugende Wesen unseres Fürsten, so daß wir es uns nicht versagen können, einiges daraus mitzuteilen: „Wir haben uns von Weib und Kindern und von unseren lieben, schönen Reihern, Falken und Hunden geschieden . . . und

haben den (Reichs)tag zu Worms geführt und denselben in das Gebirg zu den wilden Gemsen gelegt. Es wird maniger bei diesem Gejaid vom Rhein Kurfürsten und Fürsten und von allen Strömen deutscher Nation sein, die nie geglaubt hätten, dass sie solch Gebirg und andre seltsame Gejaid sehen sollen. Ich hoff zu Gott, dass solche Hörner da erlauten werden und so maniger wilder Waidgeschrei, dass das den Türken und allen anderen bösen Christen ihr Ohren erschellen werden.“ Jetzt war der liebe Vetter, der den Rest seiner Tage in Frieden mit seinen Tirolern zugebracht, mit Tod abgegangen (4. März 1496) und Maximilian eilte, von den ihm schon längst liebgewordenen Bergen als einziger Landesherr Besitz zu ergreifen. Ende Juni 1496 zog er, begleitet von seinem Sohne Philipp unter dem Jubel der Bevölkerung in Innsbruck ein.

Bald folgte er einer Einladung des Ludovico Moro zu einer Zusammenkunft, die auch im Juli zu Glurns und Mals stattfand. Maximilian entfaltete die möglichste Pracht. Sein Kanzler Serntein schreibt darüber an einen Freund: „Ihre Majestät will haben 100 Edle, deren sollen haben fünfzig jeder ein damastenen welischen Rock und Hosen von der Farb weiß, gelb, roth und grün, die anderen fünfzig sollen haben Kittel von schlechter Seide und gleiche Hosen und jeder einen lichten Krebs und eine Helmbarte, ferner 300 Knecht jeder ein seiden Kittel und Hosen von vorgemeldeter Farb, einen lichten Krebs und ein schönen weißen Spieß. Ferner 40 Räte; soll jeder anhaben ein schwarzen samteneu Rock mit ein golden Andreaskreuz über die Brust und den Rücken.“ Ludovico stellte dem König die von Frankreich drohende Gefahr

dar und forderte ihn auf, sobald als möglich in Italien zu erscheinen. Maximilian war leicht hiefür zu gewinnen und beschloß ohne Rücksicht auf die Reichshilfe sein Glück in Italien zu versuchen.

Da er einen Reichstag nach Lindau ausgeschrieben, schickte er seinen Sohn Philipp als Stellvertreter dorthin. Dieser Reichstag war hauptsächlich zusammengekommen, weil jene Reichshilfe von 150.000 fl., die man schon zu Worms bewilligt hatte, nur zum kleinsten Theil eingehen wollte. Auch das Kammergericht nahm keinen rechten Fortgang, es fehlte an Sold für die Richter und das Fehdewesen ward mit gewohntem Schwunge fortbetrieben. Aber auch zu Lindau zeigten die Stände sehr wenig Energie, man entschuldigte sich auf jede Weise und meinte, daß man zu Maximilians abenteuerlichen Plänen kein Geld habe. Berthold von Mainz, dem die Ordnung so sehr am Herzen lag, bot seine ganze Beredsamkeit auf, um den Reichsständen das Unpatriotische ihrer Haltung vorzustellen. Zeigten sie sich auch für einen Augenblick williger, so gewann doch bald die alte Schläfrigkeit die Oberhand. Umsonst wandte sich der tapfere Heermeister von Riesland, Walter von Plettenberg, an den Reichstag um Hilfe gegen die Russen. Man fertigte ihn wol mit guten Worten ab, aber sich in so weit ab liegende Händel zu mischen, zeigte man gar keine Lust.

Während die Reichstagsverhandlungen zu Lindau, die im Sommer 1496 begannen und erst im Februar 1497 ihren Abschluß fanden, ihren alther gewohnten Verlauf nahmen, war Maximilian mit einem Heere von höchstens 4000 Mann von Tirol nach Italien

gezogen. Ende 1496 betrat er den italienischen Boden. Wie mußte er staunen, Italien im tiefsten Frieden zu finden. König Karl VIII. hatte sich, aus Besorgnis abgescnitten zu werden, schon längst nach Frankreich zurückbegeben und nur einen Statthalter in Neapel zurückgelassen. Die Bundesgenossen gaben sogar Maximilian unzweideutig zu verstehen, sie würden es klüger finden, wenn er sich wieder nach Tirol zurückzöge. Wie nun Maximilian merkte, daß er durch Ludovicos Vorfpiegelungen getäuscht worden, wurde er unwillig und rief: „Müßig wolle er in Italien nicht liegen, so wolle er lieber gegen die Türken ziehen.“ Da half sich Ludovico aus der Verlegenheit. Er stellte dem König vor, welches verdienstliches Werk es wäre, wenn er Pisa, das von Florenz abgefallen, wieder für das deutsche Reich, zu dem jene Stadt gehörte, zurückgewinnen würde. Im stillen hoffte er dann, Pisa für sich zu behalten. Maximilian gieng darauf ein, befahl den Florentinern, von Pisa zu lassen, und als diese sich weigerten, schritt er zur Belagerung des florentinischen Seehafens Livorno. Allein die Belagerung mißlang, und Maximilian zog sich, empört über die Treulosigkeit der mit ihm verbündeten Venezianer, in den Weihnachtstagen des Jahres 1496 wieder nach Tirol zurück.

Im nächsten Jahre war für den April ein neuer Reichstag nach Worms ausgeschrieben. Erzbischof Berthold von Mainz war wieder einer der ersten am Platze. Nach und nach traf ein oder der andere Fürst und Städtebote ein. Aber schließlich zeigte es sich, daß man eine gehörige Anzahl von Stimmen nicht zusammenbrachte,

um die Verhandlungen mit Erfolg beginnen zu können. Auch Maximilian ließ sein Fernbleiben entschuldigen.

Da wurde Berthold von Mainz bitterböse, er stand in der Versammlung auf und hielt eine Rede, die als Denkmal seiner ebenso großen Gewissenhaftigkeit als seines reinen Sinnes für das Wohl des Vaterlandes wert ist, den Nachkommen überliefert zu werden. Er sprach: „O liebe Herren! Es gehet gar langsam zu, es ist wenig Ernst und Fleiß in den Ständen des Reichs vom Oberen bis zum Unteren und billig zu erbarmen. Wollen wir das also halten sehend, wie das Reich so fast abnimmt und abgenommen hat. Der König von Böhmen ist und soll sein ein Kurfürst des Reichs; was thut er dem Reich zu Hilf und Beistand? Es sind die Lande Mähren, Schlesien in kurzen Zeiten vom Reich kommen, die doch dazu gehört haben. Bei des großen Kaiser Karls Zeiten sind die Stände in welschen Landen, Lombardien, Mailand und die Herrschaft dieser Lande noch bei dem römischen Reich gewesen, und ihrer etlich noch bei Kaiser Siegmunds Zeiten, deren sich viel abgezogen haben und jetzt nicht mehr mit dem Reiche thuen. Nichtsdestominder bleibt und wächst die Last des Reichs auf den übrigen. Es ist aber zu besorgen, wo man sich nicht anders als bisher in die Sachen schicke und getreulicher und fleißiger sich zusammenstelle, daß einst der Tage etwa ein Fremder kommen, der uns alle mit der eisernen Ruthen regieren werde. Sehet zu, es will leider niemand zum Herzen gehen. Es gehet eines nach dem anderen hinweg; will man nicht anders und baß in die Sachen sehen, so möchten wir einst alle zu Scheitern gehen. Es ist vormals auf anderen

Tagen, auch zuletzt hier in Worms davon geredet worden, daß die großen Herrschaften, die dem Reiche zustehen, wenn sie ledig würden und dem Reich verfielen, nicht weiter verliehen sollten werden als mit Rat der Kurfürsten. Aber wie es gehalten wird, weiß Gott wol. Das Herzogtum Mailand war verfallen, es ist wieder verliehen; jetzt vor kurzem ist das Herzogtum Savoyen ledig worden und dem Reich heimgefallen, das hat unser Herr, der König, wieder geliehen dem R., der aller Ding der Franzosen Partei, dem Reich nicht hold gewesen ist. Wollen wir dabei das Reich mehren und behalten, so bedarf es wol Glücks. Ich weiß nicht wol, wie dabei zu thuen wäre. Auch ist jetzt gekommen eine Schrift aus Preußen vom Meister Deutschordens, der schreibt, wie der Herzog von Moskau die Schlösser, die man ihm weggenommen und ausgebrannt habe, wieder eingenommen und stärker denn je gebauet und die Seinen stark liegen habe gegen die Christen. Derselbe Herzog von Moskau ist früher mit den Christen dran gewesen und hat den Türken helfen Widerstand thuen, dennoch haben sie die Christen sehr beschädigt. Soll man ihnen beiden gewähren, was will dann daraus werden? Unser Herrgott helf' uns! Es thäte wahrlich not, daß man fleißiger wäre, will man anders das Reich im Wesen halten und selbst im Wesen bleiben. Es ist wahrlich fast erschrecklich und stellen sich die Läuße so wild an, das billich baß zu Herzen gefaßt und ernstlicher zu den Händeln gethan werde, damit Einträchtigkeit im Reiche würde. Es gefällt mir nicht wol: so ernstlich zu sagen, versiegelte Ordnung und anderes zu machen und dem so langsam oder gar

nicht Folg' zu thun.“ Die gewaltige Rede verfehlte nicht ihren Eindruck, man setzte die Verhandlungen eine Weile fort, bis auf Maximilians Wunsch die Verlegung des Reichstages nach Freiburg im heutigen Baden beschlossen wurde. Im August 1497 gieng man auseinander, um im Oktober sich wieder in Freiburg zusammenzufinden. Diesmal war die Versammlung viel zahlreicher, Maximilian aber, den die Rede Bertholds wol verdrießen mochte, zögerte mit seinem Erscheinen und blieb ruhig in Innsbruck sitzen. Das nahmen die Stände übel auf und dachten schon ans Nachhausegehen. Wer weiß, ob er trotz vieler schriftlicher Bitten gekommen wäre, wenn nicht ein Ereignis in Frankreich seinem Drang nach kriegerischen Unternehmungen neue Nahrung gegeben hätte.

Am 7. April 1498 war Karl VIII. im 28. Lebensjahre gestorben und ihm war sein Vetter, der Herzog von Orleans, als Ludwig XII. gefolgt. Maximilian rechnete auf innere Wirren in Frankreich und glaubte diesen Moment zu einem Einfall in Burgund benützen zu können. Dabei konnte er der Hilfe des Reichstages nicht entraten. Im Juni, also 8 Monate nach Eröffnung desselben, traf er in Freiburg ein. In heftiger Form verlangte er Unterstützung gegen Frankreich. Er werde doch dem König von Frankreich einen Backenstreich versetzen, dessen man in hundert Jahren noch gedenken solle. „Von den Lombarden“, sagte er, „bin ich verraten, von den Deutschen verlassen. Aber ich will mich nicht wieder wie in Worms an Händen und Füßen binden und an einen Nagel henken lassen. Den Krieg muß ich führen und will ich führen, man sage mir, was man wolle. Eher

werde ich mich von dem Eide dispensieren, den ich dort hinter dem Altar zu Frankfurt geschworen habe, denn nicht allein dem Reiche bin ich verpflichtet, sondern auch dem Hause Oesterreich. Ich sage das, und muß es sagen und sollte ich darüber auch die Krone zu meinen Füßen setzen und sie zertreten.“ Diese Worte schüchtern die Reichsstände doch einigermaßen ein, sie erklärten sich zur Zahlung des Restes, welcher von den zu Worms bewilligten 150.000 Gulden noch ausstand, bereit und so zog Maximilian Ende August veröhnt von Freiburg weg. Der Versuch, Burgund zu besetzen, mißlang ihm aber. Hitze, Krankheiten und ein alles erweichender Regen standen als Bundesgenossen auf Seite Ludwigs XII., der es auch auf das trefflichste verstand, die bisherigen Freunde Maximilians, den Papst Alexander VI., Venedig und Spanien, durch geschickte Verträge auf seine Seite zu ziehen. Selbst Philipp von Burgund, oder besser seine Räte, verließen die Sache Maximilians und schlossen mit Ludwig XII. einen Vertrag, wonach Philipp sich verpflichtete, die Ansprüche auf die strittigen Gebiete nur auf gültlichem Wege zur Geltung zu bringen.

16. Der Schweizer- oder Schwaben-Krieg. 1499.

Die Schweiz war unzweifelhaft ein Bestandteil des deutschen Reiches und deshalb wäre es die Pflicht ihrer Bewohner gewesen, sich an allen deutschen Angelegenheiten mit regem Sinne zu beteiligen. Allein praktisch, wie diese Bergbewohner waren, erkannten sie gar bald,

dass sie in einem gegenseitigen engen Bund eine viel größere Gewähr für ihren friedlichen und gedeihlichen Bestand finden würden. So entstand und vergrößerte sich allmählich die sogenannte Schweizer Eidgenossenschaft. Dieselbe hatte eigene Bundestage, auf denen die gemeinsamen Fragen erledigt wurden. Gegen äußere Feinde standen alle Schweizer Kantone in einem festen Schutz- und Trutzbündnis. Kein Wunder, wenn sich die Schweizer schon früh daran gewöhnten, sich nicht um das deutsche Reich zu kümmern, wenn sie es unterließen, ihre Boten zu den Reichstagen zu schicken und irgend welche Summen zu den Reichssteuern beizutragen. Zudem war die Eidgenossenschaft allmählich zu einer achtungsgebietenden Macht herangewachsen, ihre Männer galten für die besten und ausdauerndsten Soldaten und, da das kleine Land nicht alle ernähren konnte, fehlte es nie an solchen, welche bereit waren, sich gegen guten Sold als sogenannte „Reisläufer“ an einen fremden Herrn zu verdingen. Deshalb bewarben sich auch in dieser kriegslustigen Zeit die Franzosen, Mailänder und Venetianer durch Anerbietungen von hohen Pensionen um die Gunst der einzelnen Kantone. Aber auch Deutschland konnte nicht müßig zusehen, wie nach und nach sich die Schweizer dem Reiche entfremdeten. Schon der schwäbische Bund, dessen Mitglieder mit ihren Gebieten an vielen Punkten die Schweizergrenzen berührten, gab sich Mühe, die Schweizer zum Eintritt zu bewegen. Allein es widerstrebte ihrem republikanischen Sinne, dadurch mit einer Anzahl von Fürsten, die ihnen überdies nicht freundlich gesinnt waren, in Verbindung zu treten, und sie schlugen die Aufforderung jedesmal

ab. Dadurch entstand schon frühzeitig ein gespanntes Verhältnis zwischen der Eidgenossenschaft und dem schwäbischen Bund. Auf dem Wormser Reichstag schon kam es zu Verhandlungen über die unpatriotische Haltung der Schweizer, welche durch ihre Soldtruppen dem König von Frankreich zu seinen Erfolgen in Italien verholfen hatten, und als sich auf dem Lindauer Reichstag Kurfürst Berthold von Mainz alle Mühe gab, die Schweizer Abgesandten zur Erlegung des gemeinen Pfennigs zu bestimmen, da stellten sie jede Verpflichtung in Abrede. Berthold fuhr die Gesandten an und meinte, er werde sie schon mit der Feder in der Hand — er dachte an eine neue Reichsverfassung — zwingen. Da entgegnete ihm Ludwig Kunman, Stadtschreiber von Zürich: „Was Ihr drohet, gnädiger Herr, ist vormals anderen mißlungen, die es mit Hellebarden versuchten, die mehr zu fürchten sind, als Gänsefedern.“ Maximilian vermittelte anfangs, weil er Soldknechte aus der Schweiz zu gewinnen hoffte. Aber da kamen die Franzosen mit ihrem schönen Golde und nahmen die Knechte für sich in Beschlag. Plötzlich brachen Grenzstreitigkeiten zwischen Tirol und dem freien Graubünden aus. Die Fürsten von Tirol beanspruchten die Vogtei über das Kloster Münster im Münsterthale, die Klosterleute leugneten jeden Anspruch. Ein Versuch der Tiroler, ihr Recht mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen, mißlang. Die Tiroler riefen den schwäbischen Bund herbei, die Graubündner schlossen sich im Dezember 1498 der Eidgenossenschaft an. Nun wäre es vielleicht noch zu einem gütlichen Vergleiche gekommen, wenn sich nicht aus Neckereien der gegenüberstehenden Grenzposten, den Öster-

reichern und Schweizern, ein förmliches Gefecht entsponnen hätte. Der Haß der Grenzbewohner war auf das höchste gestiegen. Als die Schweizer, als sei Friede, von den Grenzen zurück bei Gutenberg vorbeizogen, krochen die Landsknechte auf allen Vieren über die Mauern und muheten sie an wie Kühe; wo der Rhein beide schied, putzten dieselben eine Kuh auf, tanzten mit ihr und schrieten, sie hätten die Braut, man möge ihnen den Bräutigam senden; oder sie taufte ein Kalb „Amman Reding“ und trieben allerwärts unsinnigen und aufreizenden Spott. Da ergrimmten endlich „selbst die harten Schweizer Bauernschädel“, sie kamen über den Rhein herüber und jagten die Landsknechte in wilde Flucht. Nun war der Krieg unvermeidlich. Die Schweizer brachten bald einen geordneten Heerhaufen zusammen, der schwäbische Bund dagegen hatte große Mühe, das vorgeschriebene Contingent zu stellen. Im Februar 1499 kam es bei Bregenz zwischen den 12.000 Schweizern und 10.000 Schwaben zu einem heißen Kampfe, in welchem die letzteren gänzlich geschlagen wurden. Sobald Ludwig XII. von diesen Vorgängen Kunde erhielt, erregte er dem Könige Maximilian neue Unruhen in den Niederlanden, so daß dieser gezwungen wurde, zur Verteidigung Gelderns dorthin zu eilen; gleichzeitig schloß er mit den Schweizern ein Bündnis und hoffte seine längst geplanten Anschläge auf das Herzogtum Mailand desto leichter vollführen zu können. Bald darauf erfochten die Schweizer bei Dornick, bei Frastenz und auf der Malsfer Heide neue Siege und selbst die Ankunft Maximilians, der von Tirol aus nach dem oberen Innthal vordrang, gab dem Krieg keine bessere

Wendung. Der Hohn, der auf beiden Seiten in Spottliedern Ausdruck fand, erbitterte nur noch mehr die Gemüther der Kämpfenden.

Ein Berner gab seiner Freude über den Sieg am sogenannten Schwaderloch, den er miterringen geholfen, in folgenden Strophen Ausdruck:

„Auch ist's zum Mord gekommen
Am Wald beim Schwaderloch,
Drei Fähnlein sind genommen
Und andre Beute noch.“

„Dazu viel hübsche Schlangen,
Bereitet in dem Reich,
Seltbarten auch und Stangen
Und Harnische zugleich:
Die lagen hier und dorten
Indes der Feind zersprengt
Sich hurtig an die Pforten
Zu Constanz hingedrängt.“

„Ein Stück, das sie gegossen,
Und Säckel zubenannt,
Fiel da den Eidgenossen
Gar lustig in die Hand.
Sie wollten uns bezahlen,
Nun zählen wir das Geld,
Und holen, was sie stahlen,
Uns wiederum im Feld.“

„Sie hatten sich vermess'n,
Das Morgenessen nur
Zu Frauenfeld zu essen,
Doch nachts in Winterthur;
Die Lust zum Fraß und Trunke

Hat sie zu weit verlockt,
Drum hat man in die Funke
Sie selber eingebrocht.“

„Und der dies Lieblein hat geseht,
Ist aus dem Bernggebiet,
Den Degen hat er auch gewest,
Gottlieben zu im Ri d.
Er gab sich das Versprechen,
Von dieser Schwabenschar
Noch manchen zu erstechen,
Bevor der Krieg ist gar.“

Der Hauptmann des schwäbischen Bundes prahlte, „er wolle in der Ruhmäuler Land dermaßen brennen, daß Gott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an sich ziehen müßte.“ Als Maximilian in das Engadin vordrang, da riß aus Mangel an Lebensmitteln große Not bei seinem Heere ein. Mit ihm zog Willibald Pyrheimer, ein berühmter Nürnberger Patrizier, an der Spitze eines Fähnleins von 500 Nürnbergern. Ihm verdanken wir eine ausführliche Beschreibung dieses ganzen Krieges. Als einst Pyrheimer, um Lebensmittel zu requirieren, gegen Bormio zog, traf er bei einem niedergebrannten Dorfe zwei alte Weiber, die mit 200 elenden Kindern auf einer Wiese Kräuter und Pflanzen gierig verschlangen. Die Weiber erzählten ihm, daß die Väter der Kinder im Kriege gefallen und die Mütter im Elend zu Grunde gegangen seien. Soweit war es unter diesem nutzlosen Seugen und Brennen gekommen! Doch gab Maximilian noch nicht alle Hoffnung auf, mit einem stattlichen aus Reichsmitteln zusammengestellten Heere gegen die Schweizer einen tüchtigen

Schlag zu führen. Plötzlich erschien er im kurzen grauen Jägerrock und einer grünen Waidmannskappe, dem anwesenden Götz von Berlichingen nur durch seine große Nase erkenntlich, in Überlingen. Bei Constanz hielt er eine Musterung, wobei von den einzelnen Anführern so viele Entschuldigungen und Bedenken vorgebracht wurden, daß er an der erfolgreichen Führung des Feldzuges verzweifelte. Zornig ergriff er seinen Blechhandschuh und warf ihn mit den Worten nieder: „Es ist nicht gut, Schweizer mit Schweizern zu schlagen.“

Bald trat ein Umstand ein, welcher wesentlich zum Abschluß des Friedens beitrug. Eine Heeresabteilung unter dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, welche von Basel aus in die Schweiz vorgedrungen, erlitt fast in denselben Tagen in der Ebene zwischen Dorneck und Reinach an der Birs eine entscheidende Niederlage. Fürstenberg fiel und mit ihm mehr als 1000 Knechte. Das Geschütz, darunter die „schöne Österreicherin“, ein Prachtstück aus Maximilians Stückgießereien, welches die Stadt Bern noch heute verwahrt, wurde die Beute der Schweizer. Als Maximilian diese Nachricht empfieng, gieng er schweigend in die Herberge, schloß hinter sich ab und nahm tags über nicht Speise noch Trank zu sich. Als er dann wieder erschien, lag die Ruhe der Ergebung auf seinen Zügen. In heiteren Gesprächen rief er alte Erinnerungen wach, und als die Sterne am Himmel erglänzten, schaute er zu ihnen hinauf, den dunklen Fensterinnen des menschlichen Geschickes, unter denen er vielleicht auch sie, die seinem Hause galt, in Träume versunken suchte. Der Friede kam am 22. September 1499 nach langen Unterhand-

lungen zu Basel zu Stande. Im großen und ganzen blieben auch bei den Friedensbedingungen die Schweizer Sieger. Das Traurigste aber war, daß man sich von nun an daran gewöhnte, die Schweiz als nicht zum deutschen Reiche gehörend zu betrachten, und daß man dies mit einem großen, rauchenden Trümmerfeld erkaufen mußte, auf dem der Schutt von 200 Dörfern und die Leichen von 20.000 Menschen lagen.

17. Ludwig XII. erobert Mailand und Neapel. Reichstag zu Augsburg. 1500.

Ludwig XII. von Frankreich erhob als Enkel der Valentine Visconti Anspruch auf das Herzogtum Mailand. Gleich nach seiner Thronbesteigung legte er sich den Herzogstitel bei und gab damit seine Absicht kund, sich auf alle Fälle in den Besitz dieses Landes setzen zu wollen. Wirklich brach er im August 1499 mit einer auserlesenen Schar über die Alpen. Ludovico Moro, von seinen Unterthanen verlassen, verlor einen festen Punkt nach dem anderen und floh mit seinen Kindern und Schätzen nach Innsbruck zu König Maximilian. Ludovico war es, der Maximilian zum Abschluss des Baseler Friedens drängte. Hatten die Schweizer nichts mehr von Deutschland zu fürchten, so konnten sie wieder um gutes Geld fremden Herrn dienen. Leicht gelang es Ludovico, mit seinen Schätzen ein ansehnliches schweizerisches Söldnerheer zu werben, mit dem er Mailand zurückzuerobern gedachte. Dazu kam, daß die Franzosen sich durch leichtfertiges und übermüthiges Benehmen daselbst bald sehr

verhasst machten und die Mailänder Ludovicos Herrschaft wieder herbeifehrnten. Im Frühjahr 1500 drang Ludovico aus Tirol nach dem Mailändischen vor und in kurzem waren die Franzosen auf die einzige Festung Novara beschränkt. Allein Ludovicos Glück war nicht von langer Dauer. Als er vor Novara lag, näherte sich ein französisches Heer, das auch vorzugsweise aus Schweizern bestand. Wie er nun diesem Feinde entgegengehen wollte, da erklärten seine Schweizer, dass sie unter keiner Bedingung gegen ihre Landsleute kämpfen wollten. Es entstand ein Aufbruch; die Hauptleute der Schweizer, wahrscheinlich durch französisches Gold bestochen, kündigten Ludovico den Gehorsam auf und gestatteten ihm nur, sich als gemeiner Schweizer verkleidet mit ihnen durch die zu beiden Seiten aufgestellten Reihen der Franzosen zu retten. Die Franzosen boten aber dem, der den Herzog anzeigen würde, eine Belohnung von 500 Dukaten. Wie nun der abziehende Heerhaufe plötzlich Halt machen mußte, da erneuerte der französische Führer den Befehl zur Herausgabe. Ein gemeiner Schweizer aus Uri, Turmann mit Namen, wies mit der Hand auf den vor ihm reitenden Knecht und rief halblaut: „Da.“ Sogleich wurde der Herzog ergriffen und allem Proteste zum Trotz nach Frankreich gebracht. Hier schleppte man ihn von einem Gefängnis ins andere, bis er sein thatenreiches Leben auf Voches 1510 beschloß. Auch Turmann erlitt bald die gerechte Strafe, er wurde seiner Treulosigkeit wegen zu Uri gerichtet.

Genau an demselben Tage, an welchem Ludovico und mit ihm ganz Mailand in die Hände der Franzosen fiel, wurde zu Augsburg ein Reichstag eröffnet. Maxi-

milian, der von Ludovicos Gefangennahme noch nichts wußte, suchte die Reichsstände zu einer ausgiebigen Hilfe für diesen gegen Frankreich zu bewegen. Allein die Deutschen zeigten sich auch diesmal keineswegs so hitzig im Bewilligen, ihr Wortführer Berthold von Mainz brachte vielmehr zahlreiche Klagen über die Unordnung im Reiche vor und kündigte den festen Entschluß an, früher gar nichts zu bewilligen, bevor nicht den gerechten Beschwerden Rechnung getragen werde. So kam es, daß Maximilian in der Hoffnung, dann desto mehr zu erlangen, auf einen Vorschlag einging, den er 5 Jahre vorher zu Worms verworfen hatte. Eine aus 20 Personen bestehende Reichsregierung, bei der der König nur durch einen Stellvertreter als Vorsitzenden vertreten war, sollte von nun an alle Regierungsgeschäfte, die bisher dem Könige oblagen, besorgen. Selbst das Recht, Krieg zu beginnen und Frieden zu schließen, behielt sich dieses „Reichsregiment“ vor. Als Sitz dieser ständischen Behörde wurde für die nächsten 6 Jahre Nürnberg bestimmt. Das Reichsregiment begann seine Thätigkeit sogleich mit einer Maximilian sehr mißliebigen Maßregel. Es schickte gegen Maximilians Willen eine Gesandtschaft nach Frankreich zu Ludwig XII., welche mit diesem einen bis zum Juli 1501 festgesetzten Waffenstillstand abschloß. Auch die vom Reichstag bewilligte Truppenaushebung wurde vom Regimente nur sehr lässig betrieben.

Als Maximilian sich so vom Reiche verlassen sah, als er ferner in Erfahrung brachte, daß es Ludwig XII. gelungen war, seinen eigenen Sohn Philipp durch einen Heiratsvertrag zu gewinnen, schloß er im Oktober 1501

zu Trient in Tirol mit Ludwig Frieden, indem er ihm die Belehnung mit Mailand versprach. Allein dieser Friede war kein aufrichtiger, denn Maximilian hielt Ludwig für seinen ärgsten Feind und sam auf Mittel, die versprochene Belehnung auf jede Weise hinauszuschieben. Endlich mußte er sie doch erteilen.

Schon früher haben wir erwähnt, daß Ludwigs Vorgänger Karl VIII. Neapel 1495 wieder verlassen mußte. Mit dem Beistande spanischer und venetianischer Truppen überwältigte der vertriebene Ferdinand II. die zurückgelassenen französischen Besatzungen und nahm sein Reich wieder in Besitz, starb aber schon im Oktober 1496, worauf sein Oheim Friedrich III. den Thron bestieg. Aber auch seine Herrschaft währte nicht lange. Ludwig XII., der endlich Mailand erlangt hatte, hielt den Moment für günstig, sich auch Neapels zu bemächtigen. Er verband sich zu diesem Zwecke mit Ferdinand dem Katholischen von Aragonien zur Teilung der Beute. Das war von Ferdinand um so abscheulicher, als er seinen besten Feldherrn Gonsalvo di Cordova unter dem Scheine der Freundschaft bei Friedrich von Neapel gelassen hatte. Gonsalvo wußte Friedrich so zu täuschen, daß dieser ihn bis zum letzten Augenblick für seine treueste Stütze hielt. Schon rückte Ludwig XII. heran und noch hatte Gonsalvo auf den Wunsch Friedrichs die festesten Punkte im Neapolitanischen inne. Im entscheidenden Momente warf Gonsalvo die Maske ab, ganz Neapel fiel 1501 in die Hände der Verbündeten, und Friedrich ergab sich in seiner Verzweiflung Ludwig XII., der anständig genug war, ihm das Herzogtum Anjou mit einem Jahrgehalt zu über-

lassen. Frankreich und Spanien beeilten sich, den Teilungsvertrag dem sauberen Papste Alexander VI. zur Bestätigung vorzulegen, die auch unter dem Vorwande erfolgte, daß nur auf diese Weise die Türken von Italien ferne zu halten wären. Allein der böse Handel trug böse Früchte: Spanien und Frankreich gerieten sich bald über die Teilung in die Haare und schließlich warf derselbe Gonsalvo di Cordova, dem es nie darauf ankam, einen über der Hostie geleisteten Schwur zu brechen, der sich aber desto besser auf das Kriegshandwerk verstand, die Franzosen durch den Sieg am Garigliano 29. Dezember 1503 aus Neapel, welches fortan bis zum Erlöschen der spanischen Königsfamilie 1700 bei Spanien blieb. An all diesen Kämpfen hatte König Maximilian keinen persönlichen Anteil genommen, er beschränkte sich vielmehr darauf, den Streit zwischen Frankreich und Spanien zu vermitteln. Hierzu drängte ihn besonders sein Sohn Philipp, der durch seine Gemahlin den spanischen und durch die beabsichtigte Verheiratung seiner Kinder den französischen Interessen nahe stand.

In diese Zeit fällt eine für Oesterreich wichtige Erwerbung. 1500 starb Graf Leonhard II. von Görz und gemäß eines alten Erbvertrages nahm Maximilian dieses Land sammt Gradiska, Mitterburg und dem Buserthal in Besitz. Es war ein wolarrondirtes Gebiet von 118 Quadratmeilen, reich an Mineralien und trefflichen Weiden.

Mit den deutschen Kurfürsten, namentlich mit Berthold von Mainz lebte Maximilian seit dem Augsburger Reichstage auf sehr gespanntem Fuße. Das Nürnberger

Reichsregiment war ihm ein Dorn im Auge, er sah in dessen Verfügungen eine Verfleinerung seiner königlichen Macht und trug daher gar nichts bei, dessen Ansehen zu heben. Als den Besitzern der bedungene Sold nicht ausbezahlt wurde, als Maximilian in seinen Befehlen auf sie gar keine Rücksicht nahm, kam das Ganze bald ins Stocken, und 1502 wurde die mit so viel Hoffnungen ins Werk gesetzte Institution ohne Sang und Klang zu Grabe getragen. Der König errichtete bald darauf für die österreichischen Erbländer einen Hofrat, aus dem später der auch für Deutschland amtierende Reichshofrat entstand. Im Juli 1502 hielten die Kurfürsten einen besonderen Kurfürstentag, auf welchem sie sich zur gegenseitigen Aufrechterhaltung ihrer Gerechtsame und zum gemeinsamen Vorgehen gegen Maximilian verpflichteten. Maximilian war sehr aufgebracht, als er hievon erfuhr. Zwischen Berthold und dem König entspann sich ein Briefwechsel, in welchem sie sich gegenseitig in leidenschaftlicher Form Vorwürfe machten. Es kam so weit, daß die Kurfürsten ernstlich mit dem Plane umgingen, Maximilian abzusetzen. Der Kurfürst von der Pfalz soll förmlich darauf angetragen haben. Da erschien eines Tages Maximilian ganz unerwartet bei dessen Gemahlin auf einem ihrer Schlösser. Die leutselige Manier, mit der er hier verkehrte und merken ließ, daß er gute Kunde von diesen Vorgängen hätte, und die Artigkeiten, die er der Fürstin beim Frühmahle zudachte, bezauberten diese so, daß sie ihren Gemahl mit Erfolg von seinem Vorhaben abzubringen wußte. 1504 starb Berthold, im Herzen tief gekränkt über den Mißerfolg aller seiner Be-

strebungen und seitdem kam ein besseres Einvernehmen zwischen dem König und den Kurfürsten zu Stande.

Maximilian richtete nun alle seine Gedanken auf die Führung eines großen Türkenkrieges. Er wandte sich an den Adel mit der Aufforderung zur Teilnahme. Ein großer Teil desselben leistete auch Folge und bildete die St. Georgengesellschaft, in der man sich zum Zuge gegen die Ungläubigen auf ein Jahr und gegen halben Sold verpflichtete. Der König erklärte, Gott selbst habe drohende Anzeichen erlassen. So sei ein Stein von 2 Centner Schwere vom Himmel zwischen seine Soldaten gefallen, den er als Wahrzeichen Gottes in der Kirche zu Ensisheim habe aufhängen lassen. Das Kreuz Christi sei vielen Menschen in blutroter und totenblasser Farbe erschienen. Die bösen Blattern seien nichts als eine ernste Gottesmahnung. Endlich sei eine Jungfrau aufgetaucht, die sechs Jahre keine Speise zu sich genommen und den Besuch der heil. Anna erhalten habe. Mit solchen übrigens ganz aufrichtig gebrauchten Mitteln konnte man damals die erschreckten Gemüther der Menschen gefangen nehmen. Und doch klagte man in ganz Deutschland über die arge Wirtschaft der Päpste, die sich über die deutschen Schafe und deren gute Wolle lustig machten.

18. Der bairische Erbfolgekrieg. 1504.

Zu Ende des Jahres 1503 war der Herzog Georg von Baiern-Landshut gestorben. Nach alten Verträgen, die er erneuert hatte, sollte bei seinem ohne männliche Erben erfolgten Tode der Better Herzog Albrecht von

Baiern = München, Schwager Maximilians, in der Herrschaft folgen. Allein Herzog Georg besaß eine Tochter, Elisabeth, an der er mit Liebe hieng, und die er mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, einem Sohne des Kurfürsten von der Pfalz, vermählt hatte. Den mit Albrecht geschlossenen Vertrag bereuend, dachte Georg schon bei Lebzeiten daran, seine Länder dem Schwiegersohne Ruprecht zu hinterlassen. Obwol alle seine Schritte zur Lösung dieses Vertrages vergeblich waren, so setzte er doch in seinem Testamente Ruprecht zum Erben ein. Albrecht pochte auf sein gutes Recht und da er doch fürchtete, es könnte ihm strittig gemacht werden, so zog er den schwäbischen Bund schon bei Zeiten auf seine Seite.

Nach Georgs Tode berief Maximilian 1504 einen Reichstag nach Augsburg. (Als er dort einritt, empfing ihn Peutingers vierjährige Tochter Juliane mit einer lateinischen Anrede.) Hier sollte der Erbstreit geschlichtet werden. Der ganze Fall wurde sehr genau untersucht, Rechtsgelehrte von beiden Seiten stritten hin und her. Unterdessen fand Maximilian reichlich Gelegenheit, sich manchen Fastnachtscherz unter seinen lieben Augsburgeru zu erlauben. Bankette wechselten mit Tänzen. Einmal führte er mit seiner Schwester Kunigunde und zahlreichem Gefolge eine maskierte Bauernhochzeit auf dem Tanzboden auf. Nachdem der Rechtsfall reiflich erwogen, wurde der Spruch gefällt, daß Herzog Albrecht und sein Bruder Wolfgang mit Georgs Ländern zu belehnen sei. Ruprecht aber fügte sich nicht. Im Besitze des großen von Georg hinterlassenen Schazes, vertrauend auf die Bundesgenossenschaft Böhmens und Frankreichs und seines

Vaters Unterstützung, gieng er mit vollem Siegesmut dem Kampf entgegen. Er schlug eine Münze, welche zwei einen Löwen neckende Knaben darstellte, und verbreitete folgenden Spottvers:

„Bund! halt stark und brich nit!
Römischer König, Du hast es nit.
Albrecht hat's in der Taschen nit,
Landgraf von Hessen schadt mir nit,
Württemberg fleucht vor mir nit,
Nürnberg übergibt uns nit,
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein
Und widerstehen allen Feinden mein.“

Zu Augsburg „unter freiem Himmel“ wurde über Ruprecht und seine Gemahlin von Maximilian die Reichsacht ausgesprochen und der Krieg begann mit einem Einfall Ruprechts, der die Festung Ruffstein durch Verrat des Hauptmannes Pinzenauer gewann und besetzte. Das Niederbrennen unschuldiger Dörfer auf beiden Seiten eröffnete eine traurige Aussicht auf Erneuerung der Greueln des Schweizerkrieges. Da erlag plötzlich Ruprecht der Ruhr und ihm folgte 14 Tage später seine tapfere Gemahlin Elisabeth, von derselben Krankheit befallen. Sie hinterließen zwei unmündige Knaben, für deren Rechte der Großvater, Kurfürst Philipp von der Pfalz, eintrat. Der Kampf wurde mit erneuerter Hestigkeit fortgeführt. Ein böhmisches Söldnerheer, vom Kurfürsten geworben, brach in Baiern ein. Maximilian, der von Anfang an auf Seiten Albrechts stand und vergeblich die Hilfe des Reiches angerufen hatte, warb auf eigene Faust Truppen und zog

den Feinden entgegen. Bei Mengenbach unweit Regensburg kam es zur Schlacht. Ein Kolowrat stand an der Spitze der Böhmen. Diese hatten das Lager angezündet, sich vor die Wagenburg gestellt und vor sich Schilde mit spitzen Eisen, die durch Ketten verbunden waren, in die Erde gerammt. Der erste Angriff der Königlichen mißlang. Da stürmte Maximilian in „St. Georgs Namen“ selbst vor, unterstützt von einem Flankenangriff der Reiterei unter Erich von Braunschweig und Eitelkritz von Hohenzollern. Die Böhmen aber stachen die Reiter mit spitzen Eisen, „Ahlspießen“, von den Pferden herab. Selbst Maximilian stürzte vom Pferde und wäre vielleicht verloren gewesen, wäre ihm nicht Erich von Braunschweig rechtzeitig beigeprungen. Die Böhmen hielten sich wacker, aber endlich erlagen sie. Der kleine Rest, der übrig blieb, erhielt von Maximilian, der an dem Feinde die Tugend der Tapferkeit ehrte, freien Abzug.

Nun wandte sich Maximilian der Feste Kufstein zu. Durch drei Schüsse fordert er die Stadt zur Übergabe auf. Allein Pinzenauer, der Kommandant derselben, will nichts davon wissen. „Uns erbarmet dieser Ritter“ — sprach Maximilian zu seiner Umgebung — „denn er wird damit nur sein Leben verkürzen.“ Allein Maximilians Geschütze sind machtlos gegen die dicken Mauern. Wie dies Pinzenauer merkt, läßt er höhrend die beschossenen Stellen mit Besen abfegen. „Bei Gott“ — spricht Maximilian lächelnd „das ist neue Kriegsweise. Dies Reiterstück mögen wir fürwahr auch erlernen.“ Endlich treffen von Innsbruck zwei mächtige Donnerer ein, der „Beckauf“ und der „Purlepauz“, und wie sie anfangen zu spielen und unter ihren

Geschossen die Mauern krachen, da zeigen sie sich des Ruhmes wert, den ihnen das alte Liedchen gibt:

„Ein Büchsen thut man nennen
„Beckauf“ von Osterreich,
Die Mauern kann sie trennen,
Man find't ihr nichts geleich;
Von der andern will ich sagen,
Die heißt der Burlebaus;
Wenn ist ihr voll der Kragen
Unsauber kehrt sie aus.“

Darauf hin fängt Pinzenauer zu unterhandeln an, und bittet um freien Abzug. Aber der König läßt ihm sagen: „So will nun euer Hauptmann endlich den Besen weglegen, mit dem er uns zuvor gehöhnet? Nein, liebe Gefellen, zieht nur ab zu eurem Herrn und saget ihm: Wir begehren mit einem solchen Spottvogel keinen Vertrag einzugehen, hat er das schöne Schloß also zerschießen lassen, so mag er jetzt auch, so lange er kann, die Trümmer behalten.“

Endlich wird die Burg erstürmt und die Besatzung muß sich ergeben. Der König ist so ergrimmt, daß er schwört, jedem eine Maulschelle zu geben, der für einen der Gefangenen um Gnade bittet. Zuerst wird Pinzenauer, ein stattlicher Mann in der Blüthe der Jahre, durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht. Nach ihm werden noch 17 von der Besatzung geköpft. Die Fürsten, des traurigen Schauspiels müde, sehen sich alle fragend an. Da nimmt sich Erich von Braunschweig, der Liebling Maximilians, ein Herz und bittet um Gnade für die anderen. Einen Moment sieht der König ihn zürnend an, dann siegt in ihm die gute Stimme. Der Scharf-

richter stellt auf seinen Befehl die blutige Arbeit ein. Um aber sein Wort zu lösen, versetzt Maximilian dem Herzog Erich einen leichten Backenstreich. Auf dem Reichstage zu Köln 1505 wurde endlich Friede geschlossen. Herzog Albrecht bekam alles Land südlich von der Donau. Den reichen Schatz Georgs sowie das nördlich von der Donau gelegene Gebiet erhielten Ruprechts Söhne. So entstand die sogenannte Oberpfalz, welche im Osten vom Böhmerwald, im Norden vom Fichtelgebirge begrenzt wurde, im Westen an Nürnberger und Ansbacher Gebiet stieß, im Süden jedoch nicht ganz die Donau erreichte. Aber auch Maximilian erhielt eine bedeutende Machterweiterung, vor allem Rattenberg am Inn, Schloss und Stadt Ruffstein, Ritzbüchel, Zillerthal, Neuburg am Inn, die Grafschaft Kirchberg u. a. Auch die anderen am Kampfe Beteiligten erhielten kleine Anteile aus der Erbschaft. Damals schlug Maximilian selbst den Ständen die Errichtung eines Reichsregiments vor, mit freilich wesentlich beschränkter Machtbefugnis. Die Stände trauten aber nicht recht und lehnten den Vorschlag ab mit der etwas wunderlichen Erklärung: „Seine Majestät habe bisher wol und weise regiert, und seien wir nicht gewillt, Ihr Beschränkungen auferlegen zu wollen.“ Damals mußte Maximilian endgiltig auf die Ausführung eines Lieblingsplanes verzichten. Schon im Jahre 1503 trug er sich mit der Absicht, Tirol zu einem Kurfürstentum zu erheben und seinen Sohn Philipp damit zu befehlen. Allein die Kurfürsten verhielten sich hiezu ablehnend. Im eben beendigten Erbfolgestreit schien sich nochmals eine günstige Gelegenheit zu ergeben. Der Kurfürst von der

Pfalz, der als Vater Ruprechts gegen den König stand, wurde im August 1504 seiner Kurwürde beraubt und diese Würde gleichzeitig auf Erzherzog Philipp als zukünftigen Besitzer Tirols übertragen. Die Achtsurkunde schaffte das pfälzische Erztruchsessentum ab und führte dafür ein Erzhofmeisteramt für Tirol ein. Jetzt wo Friede geschlossen wurde, der den Kurfürsten von der Pfalz bald in sein Land zurückführte, war von dem Plane Maximilians weiter keine Rede mehr.

19. Der Tod Philipps des Schönen. 1506.

Kaum war die Ruhe in Deutschland notdürftig hergestellt, so wandte sich des Königs ruheloser Sinn wieder den französisch-italienischen Angelegenheiten zu. Auf dem Reichstage zu Hagenau 1505 fand die schon längst zugesagte Belehnung Ludwigs XII. mit dem Herzogtum Mailand statt. Der von Ludwig gesandte Kardinal Georg von Amboise legte den Lehenseid in feierlicher Weise vor den Ständen in die Hände des Königs nieder, dem er auch 100.000 fl. als die Hälfte der bedungenen Lehensgebühren bezahlte. So ward Frankreich zum Vasallen des deutschen Reiches. Allein das gute Einvernehmen wurde sehr bald getrübt.

Ende 1504 war die Königin Isabella von Castilien gestorben. Erbe dieses Reiches war ihre einzige Tochter Johanna, die, weil ihr Geist sich bereits zu düstern begann, durch ihren Gemahl, den Herzog Philipp, den Sohn Maximilians, vertreten wurde. Zwischen Philipp und seinem Schwiegervater Ferdinand von Arra-

gonien entspann sich nun ein ärgerlicher, langandauernder Zwist über die Führung der vormundschaftlichen Regierung in Castilien und den Nebenländern. Ludwig XII., der allen Grund hatte, die immer wachsende Macht Philipps zu fürchten, schürte hiebei nach besten Kräften. Er näherte sich Ferdinand, dem er eine Verwandte, die Gräfin Germanie de Foix, zur Frau gab, in der Hoffnung, daß die Kinder aus dieser neuen Ehe Philipp um sein dereinstiges Erbe Arragonien verkürzen würden. Gleichzeitig unterstützte Ludwig neue Unruhen in Geldern, um Philipp in den Niederlanden festzuhalten. Allein Philipp gewährte Karl von Geldern einen billigen Frieden und schiffte sich mit seiner Gemahlin ein, um die spanische Herrschaft anzutreten. Bald fand eine Unterredung zwischen dem Schwiegersohn und Schwiegervater statt, der ein Vertrag folgte, welcher Philipp gegen einige Zugeständnisse in den Besitz von Castilien setzte. Der krankhafte Zustand Johanna's, der in einer grenzenlosen Eifersucht wurzelte und die Liebe dieser Frau dem schönen Philipp zur Qual machte, nahm immer mehr zu und Philipp dachte ernstlich an ihre Ausschließung von der Regierung. Darüber geriet er aber in Streit mit den stolzen Castilianern, die sich durch den zahlreichen niederländischen Adel überdies zurückgesetzt sahen. Eines Tages vergnügte sich Philipp am Ballspiel und that erhitzt einen Trunk kalten Wassers. Dadurch zog er sich ein heftiges Fieber zu, dem sein jugendliches Leben zum Opfer fiel. Er starb am 26. September 1506 und Johanna, die in ungeheurem Schmerz diesen Verlust nicht fassen konnte, verlor darüber vollends den Verstand. Spanier erzählen, daß ihr der Segen

der Thränen gemangelt habe. Johanna ließ den Leichnam einbalsamieren, der nach Granada überführt werden sollte. Auf der ganzen Strecke wich sie nicht von dem Sarge, den sie Tag für Tag öffnen ließ. Nur bei Nacht geschah die Reise, denn, meinte sie, eine Witwe habe das Licht des Tages zu meiden. Immer hoffte sie auf ein Wunder, welches den Toten wieder ins Leben rufen werde. Von da ab war ihr Geist gänzlich unnachtet. Aber auch Maximilian vergoß schwere Thränen über den Verlust seines Sohnes.

Philipp hatte zwei Söhne hinterlassen. Karl, den nachmals so berühmten Karl V., und Ferdinand, den Begründer der neuen österreichischen Habsburgerlinie. Maximilian hatte im Streite Philipps mit Ferdinand von Arragonien die Ansprüche des ersteren unterstützt. Er machte zunächst in den Niederlanden sein Recht geltend als Großvater für die unmündigen Enkel die Vormundschaft zu führen. Anfangs erhoben die Niederländer Schwierigkeiten, erst Ende Juli 1508 treffen wir Maximilian in ihren Landen, denen er in seiner Tochter Margareta von Oesterreich eine ebenso kluge als erwünschte Statthalterin gab.

20. Ungarische Wirren.

Kehren wir zu den Ereignissen nach dem Schlusse des Hagenauer Reichstages 1505 zurück. In Ungarn regierte damals Ladislaw, der mit einer Verwandten Ludwigs XII., der Gräfin Anna von Foix vermählt war. Da man bei der Kränklichkeit des Königs sein nahes Ende befürchtete und keine Aussicht vorhanden schien, daß er

dem Lande einen männlichen Thronerben schenken würde, so eröffnete sich für Maximilian die Aussicht, gemäß des Preßburger Vertrages von 1491 in den Besitz der ungarischen Krone zu kommen. Allein eine Partei in Ungarn, an deren Spitze der ehrgeizige und selbst nach der königlichen Würde strebende Johann Zapolya, Graf von der Zips, stand, wollte jetzt von der österreichischen Nachfolge absolut nichts wissen. Auf einer stürmischen Versammlung verschworen sich eine große Anzahl Magnaten, nie in eine deutsche Herrschaft zu willigen, dagegen wollten sie gerne Wladislaws Tochter Anna als zukünftige Königin anerkennen, wenn der Vater sie mit einer der Nation genehmen Persönlichkeit, etwa mit Johann Zapolya, vermähle. Maximilian sah sein Erbrecht ernstlich bedroht. Er zauderte nicht lange, drang mit einem Heere nach Ungarn vor, besetzte die Insel Schütt. Da traf plötzlich die Nachricht ein, daß die Königin Anna einen Knaben geboren habe. Die Geburt Ludwigs, der seiner frühzeitigen Entwicklung, sowie seines frühzeitigen Endes in der Schlacht bei Mohacs wegen den Beinamen der „Frühzeitige“ erhielt, erledigte den ganzen Streitfall. Die Ungarn, die nun einen berechtigten Thronerben hatten, willigten gerne in eine neuerliche Bestätigung des Preßburger Vertrages.

21. Maximilian wird römisch-deutscher Kaiser. 1508.

Jetzt dachte Maximilian ernstlich daran, sich in Italien die römische Kaiserwürde zu holen. Schon 1503 war Papst Alexander VI. gestorben. Ihm folgte nach

dem dreiwöchentlichen Pontificate Pius des III. der kriegslustige Julius II. Dieser war aus einem Freunde bald ein Gegner der Franzosen geworden, weil er fürchtete, Ludwig XII. könnte seine Macht auf Kosten der päpstlichen noch weiter in Italien ausbreiten. Deshalb sah er es nicht ungern, daß Maximilian nach Italien käme und sich mit ihm gegen Frankreich verbünde. Maximilian berief zu diesem Zwecke 1507 einen Reichstag nach Constanz. Als Ludwig XII. von dem Vorhaben Maximilians Kunde erhielt, suchte er dasselbe auf jede Weise zu hintertreiben. Er steckte sich hinter die Venetianer, welche Maximilian erklären mußten, daß sie einen bewaffneten Durchzug durch ihr Gebiet nicht gestatten können. Maximilian erzählte den Reichsständen in Constanz, welche Untriebe Ludwig XII. gegen ihn im Schilde führe, ja er sprach den Verdacht aus, daß Ludwig selbst nach der Kaiserkrone strebe, um sich dann ganz Italien zu unterwerfen. Diese Anschuldigungen bekamen den Schein voller Berechtigung, als man eines französischen Emissärs Namens Johann de Corbellis habhaft wurde, der sich unter der Maske eines Mönches in Constanz herumtrieb. Die zahlreichen Papiere, die man bei ihm fand, enthielten ebensoviele schmählische Verleumdungen des Königs, welche er geschickt austreuen und im Interesse seines Herrn gegen Maximilian verwerten sollte. Maximilian ließ in offener Versammlung diese Schmähschriften vorlesen. Dies übte seine Wirkung. Die Fürsten erklärten, sie wollen eine solche Beschimpfung ihres Oberhauptes nicht dulden und den Fremden zeigen, was die Deutschen vermögen. Es schien als wollte das alte deutsche Ehrgefühl von den

Toten wieder auferstehen. Man versprach Maximilian Hilfe, ordnete eine Gesandtschaft nach Frankreich ab, um die Öffnung der nötigen Pässe für den Römerzug zu verlangen. Maximilian unterhandelte gleichzeitig mit den Schweizern, deren Gesandtschaft er durch Ehrengeschenke zu gewinnen suchte. Er wollte von ihnen 12.000 Mann haben. Die Schweizer dagegen bewilligten nur 6000 Mann unter der Bedingung, daß Maximilian dieselben nicht gegen Frankreich gebrauche. Auch mit Spanien und England hatte Maximilian Verträge geschlossen und so schien es, als werde diesmal Maximilian mit einer gewaltigen Heeresmacht nach Italien ziehen.

In Constanz wurde zu Ehren des verstorbenen Philipps eine großartige Leichenfeier veranstaltet. Zuerst wurde in der Dominikanerkirche ein Seelenamt gehalten. Tags darauf begaben sich alle Reichsstände in die Domkirche, in welcher 30 mit schwarzem Tuch und den Wappen Philipps behangene Altäre errichtet waren. In der Mitte erhob sich ein großer Katafalk, den 600 brennende Lichter umstanden. Eitel Fritz von Hohenzollern überreichte dem königlichen Ehepaare drei Dukaten, die sie als Opfer niederlegten. Hierauf brachten die übrigen Reichsstände ihre Opfergaben dar. Im Ganzen wurden 460 Seelenmessen gelesen und schließlich die Armen beschenkt.

Nachdem noch eine Reihe dringender Angelegenheiten vom Reichstag erledigt wurden, machte sich Maximilian daran, den Römerzug anzutreten. Es wäre aber nicht mit rechten Dingen zugegangen, wenn die Deutschen ihren tapferen und opferwilligen Reden die gleichen Thaten hätten folgen lassen. Die Reichsgelder giengen sehr lang-

sam ein und Maximilian mußte eine ihm gehörende Graffschaft um Geld an das reiche Bankhaus Fugger in Augsburg verpfänden. Die Schweizer blieben auch aus und die von den italienischen Städten geforderten Summen flossen nur spärlich. Dazu kam, daß Ludwigs Verdächtigungen nicht ganz auf dürren Boden gefallen waren. Julius II., als er von der begeisterten Stimmung des Reichstages Kunde erhielt, erschraf. Es war durchaus nicht nach seinem Sinne, das französische Joch abzuschütteln, um dafür das deutsche einzutauschen. Er schickte einen Legaten an Maximilian mit der Bitte, doch lieber nicht zu kommen. Aber der König gab seinen Plan nicht auf. Als Sammelplatz für die Fürsten und deren Scharen wurde Trient in Tirol bestimmt. Als Maximilian dort am 3. Februar 1508 eintraf, erfuhr er, daß die Venezianer alle Zugänge nach Italien besetzt hielten. Seine Kasse wies eine bedenkliche Leere auf und die Streikräfte waren zu schwach, um den Durchgang mit Erfolg zu erzwingen. Da gab er plötzlich sein ganzes Vorhaben auf und nachdem er sich vorher mit den Bischöfen und Großen seines Gefolges besprochen hatte, ließ er sich am 4. Februar 1508 als erwählter römischer Kaiser ausrufen.

Ein Frankfurter Rathsherr berichtet darüber als Augenzeuge der ganzen Feierlichkeit: „Am Freitag nach Maria Reinigung hat die königliche Majestät unser allergnädigster Herr alle Städtehauptleute von Bergine nach Trient erfordert. Dieselben sind zu früher Tageszeit erschienen. Hierauf hat der König uns zu sich ins Schloß nach Eßenszeit erfordern lassen, dazu alle Kloster- und Stiftsgeistlichen, viele mit ihren Monstranzen und beson-

ders mit dem Kindlein heilig Symon, so die Juden vom Leben zum Tod bracht haben, welches zwei Priester öffentlich in einem silbernen Kästlein in das Schloß getragen haben. Da sind gewesen die königliche Majestät mit Markgraf Friedrich von Brandenburg, Markgraf Kasimir und Hans, der Herzog von Lithauen, von Württemberg, von Mecklenburg und viele Grafen, die wir nicht alle zu nennen und zu schreiben wissen. Zwischen 1 und 2 Uhr ist man in großer Prozession in das Münster gegangen und hat die Reliquien und das Kind St. Symon auf den Kreuzaltar gelegt. Hierauf hat sich der König vor dem Altar in einen Betstuhl geknieet und eine kleine Zeit in Andacht gebetet; dann ist er an den Altar zum Kindlein St. Symon gegangen und dasselbe besichtigt. Hierauf wandte er sich um und berief den Bischof von Gurk und ließ allen Fürsten, Grafen, Herren, Rittern und Knechten sagen: er wolle hier den St. Georgsorden annehmen. Darnach ließ er durch den Bischof von Gurk reden: „Euer Majestät nehme und habe angenommen das Kaisertum, will sich auch hiesür römischer Kaiser schreiben, römischer Kaiser sein und werden.“ Darauf ließ er die Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, die den Orden St. Georgen angenommen hatten, fragen: „Was Eure Majestät sich zu ihnen versehen könnte, ob sie Euer Majestät helfen wollten die kaiserliche Krone erhalten“, haben sie sich kurz bedacht und durch Dr. Heid der kaiserlichen Majestät die Antwort geben lassen, das sie ihm, als ihrem allergnädigsten Herrn, mit ihrem Leib und Gut, der kaiserlichen Krone zu Ehren und dem heiligen Reich deutscher Nation zu Gutem mit allerunter-

thänigstem Gehorsam und Willen dieselbe erlangen und erobern helfen wollen. Hierauf hat der Weibbischof eine Kollekte gelesen, haben die Geistlichen gesungen und Orgel gespielt und mit den Trompeten geblasen.“

Der nunmehrige Kaiser unternahm einen Rachezug gegen Venedig. Erich von Braunschweig dräng in Friaul ein, wurde aber bald von den Venetianern zurückgedrängt. Es kam zur Belagerung von Niva am Gardasee und endlich zu einem Waffenstillstand auf 3 Jahre, der jeden im Besitz des Eingenommenen beließ. Die Venetianer rühmten sich mit einigem Rechte als Sieger und bewilligten ihrem Feldherrn d'Alviano einen Triumphzug nach altrömischer Imperatorenmanier. Maximilian aber konnte den Groß über diese erste Schmach der jungen Kaiserkrone nicht verwinden, in seinem Herzen schwur er der stolzen Republik Rache.

22. Die Ligue von Cambray. 1508.

Venedigs Reichthum, sein blühender Handel und seine achtunggebietende Stellung weit über das venetianische Festland hinaus hatte längst die Eifersucht der übrigen italienischen Mächte erweckt. Julius II. konnte es nicht verschmerzen, daß Venedig nach Alexander VI. Tode sich einiger Städte in der Romagna bemächtigt hatte, Ludwig XII. wie Maximilian führten laute Klagen über das übermüthige Venedig. Diese drei Fürsten, denen sich noch Ferdinand von Arragonien zugesellte, schlossen nach langen Unterhandlungen am 10. December 1508 einen Bund, die sogenannte Ligue von Cambray, in welchem sie sich

zu einem gemeinsamen Angriff auf die Republik verpflichteten. In dem Vertrage war die Beute, die jedem der Bundesgenossen auf Kosten Venedigs zufallen sollte, schon von vorne herein bis ins einzelne bestimmt. Ein Bündnis, das mit Recht ein unnatürliches genannt werden mußte, weil es die gegeneinander eifersüchtigsten und feindseligsten Fürsten zu gemeinsamen Handeln zusammenbrachte und moralisch umso verwerflicher war, als es, nur auf Raub und Plünderung bedacht, jedes sittlichen Ausgangspunktes entbehrte. Die Venetianer erkannten die ihnen drohende Gefahr in ihrem vollen Umfange, aber sie konnten, wenn sie auf diese Wolfs- und Lammsverbrüderung blickten, mit Recht sagen: „Man wird sehen, ob Verstand oder rohe Gewalt siegt!“ Endlich setzten sie ihre erstaunlichen Hilfsquellen in den Stand, binnen kurzem eine ansehnliche Heeresmacht auf die Beine zu bringen.

Zuerst brachen die Franzosen gegen sie auf. Unweit der Adda kam es bei Agnadello zum heißen Kampfe. Trotz tapferer Gegenwehr erlitten die Venetianer eine große Niederlage. Ihr tüchtiger Feldherr Alviano fiel schwer verwundet in die Hände französischer Reiter, die sich untereinander über die wertvolle Beute ein förmliches Gefecht lieferten. Auch eine Heeresfahne, auf welcher die Venetianer den Löwen von Venedig mit dem kaiserlichen Adler in seinen Krallen hatten malen lassen, gieng verloren. Der Papst schleuderte den Bann über die Republik und damit hatte Maximilian einen schicklichen Vorwand, den früher geschlossenen 3jährigen Waffenstillstand für nichtig zu erklären. Da es ihm aber wie immer an Geld fehlte, so hatte er seine liebe Not ein anständiges Truppencontingent zusam-

menzubringen. Im April 1509 erschien er in prachtvollem Harnisch und mit einem Gefolge von 1000 Reitern auf dem Reichstag zu Worms. Die Fürsten aber, welche sich mit Recht wunderten, wie ihr Kaiser so plötzlich zur Freundschaft mit Frankreich gekommen war, überdies ungerne durch diesen Krieg die lebhaften Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Venedig unterbrochen sahen, schlugen jede Unterstützung rundweg ab. Im Gegentheil mußte Maximilian scharfe Mandate erlassen, als er erfuhr, daß in Schwaben Hauptleute ganz offen deutsche Landsknechte für Venedig warben. So war Maximilian auf die Hilfe seiner Erbunterthanen angewiesen, welche in Salzburg einen sogenannten Generallandtag abhielten und über ihre Unterstützung berieten. Besonders war es das Land Tirol, das in diesen Zeiten am meisten geholfen zu haben scheint. Auch die Bundesgenossen leisteten bedeutende Geldvorschüsse, auf die ihm das Haus Fugger in Augsburg sogleich das notwendigste Geld lieh.

Die Venetianer versuchten es noch einmal, ihn durch lockende Anerbietungen von der Sache der Ligue abzuziehen. Aber die glänzende Beredsamkeit ihres Gesandten Giustiniani vermochte nichts über Maximilians ehrlichen Sinn. Der Kaiser hielt sich eben auf der Wehherburg bei Innsbruck auf, als der venetianische Gesandte um eine Audienz bat. Anfangs sollte er gar nicht vorgelassen werden. Als Giustiniani vor Maximilian erschien, ließ er sich aufs Knie nieder und bat mit bewegter Stimme um Friede und Freundschaft für die Republik. Aber Maximilian erteilte ihm die stolze Antwort: „Das menschliche Gemüt ist also mit Blindheit geschlagen und in solche Nebel gewölkt, daß die meisten

Menschen allein die gegenwärtigen Dinge bedenken und zu Herzen nehmen, aber das Vergangene und Zukünftige gar selten von jemand recht bedacht werde. Also ist es auch den Venedigern geschehen, wiewol sie für weiser und fürsichtiger, denn andere Leute, wollen geachtet und gehalten sein. Dieselben haben nie eines Menschen geschonet, sondern alle beraubt und ihnen das ihrige genommen, eines mit dem anderen verwickelt und haben göttliche und menschliche Dinge mutwillig besleckt. So kam es, daß sie, als wir im vergangenen Jahre ohne jede Beleidigung gegen Rom zu ziehen und die kaiserliche Krone zu empfangen willens waren, ohne alle Ursache aus reinem Mutwillen sich uns mit Hilfe der Franzosen widersetzten und, nicht genug damit, uns mehrere Städte, Märkte und Schlöffer mit Gewalt abnahmen. Wir hofften, daß etwan die Zeit und der Tag kommen würde, daß sie für solche uns zugefügte Schmach und Schand und ihrer Bosheit wegen gestraft würden. Dieser Tag ist nun mit großem Unglück für sie erschienen. Es möchte sein, daß wir vielleicht in Betracht menschlicher Blödigkeit, auch weil uns die Gefahren nicht unbekannt und wir nicht unbarmherzig sind, durch Eure Bitten uns bewegen hätten lassen, wenn Ihr das zur rechten Zeit gethan hättet und nicht jetzt erst, wo Ihr von unserem Bundesgenossen und Freund, dem Könige von Frankreich, überwunden seid. Aber da wir uns diesem einmal verpflichtet haben, werden wir uns nicht durch Eure schönen und gefärbten Worte bestimmen lassen, etwas gegen diesen zu thuen, sondern wir gedenken, diese Einigung fest, stets und ungebrochen zu halten und zu handhaben. Demnach möget Ihr an anderen Orten

Hilf und Rat suchen, denn bei mir werdet Ihr nichts friedliches, tröstliches oder freundliches erlangen oder finden. Versehet Euch dessen nur ganz, daß wir mit allem Ernst und feindlicher That gegen Euch verfahren und handeln wollen.“

Ludwig XII. war zur selben Zeit nach Frankreich zurückgekehrt, als Maximilian sich mit seinem Heere in Bewegung setzte. Zuerst fiel Roveredo, eine damals venetianische Stadt, in seine Hände, dann drang er unaufhaltsam gegen das stark befestigte Padua vor. Der Krieg wurde von den Landsknechten mit der dieses Zeitalter charakterisierenden Roheit geführt. Wo man auf Bauern traf, wurden sie erbarmungslos niedergemacht. Das Beutemachen verlieh allein dieser Art von Kriegsführung einen bestimmten Reiz. Als Beispiel jungfräulichen Heroismus verzeichnet Buccacarini den freiwilligen Tod eines Mädchens, welches ein kaiserlicher Söldner geraubt hatte. Als der Reiter mit seiner Beute über eine Brücke ritt, schwang sich das Mädchen, welches der Reifige hinter sich aufs Pferd gesetzt hatte, in den Fluß hinab und ertrauf.

Die festen Mauern von Padua trotzten allen Angriffen der Kaiserlichen. Auch hier trieben die Belagerten ihren seltsamen Übermut. Sie hingen an eine der Bastionen eine tote Katze und luden die Kaiserlichen ein, sich dieselbe zu holen. Maximilian hatte sein schwerstes und bestes Geschütz aus dem Innsbrucker Zeughaus herbeischaffen lassen. Darunter auch die „schöne Kathl“. Diese hatte die Reise bis vor Padua glücklich zurückgelegt. Da der Kaiser eine notdürftig hergestellte Brücke durch die schwere Kathl — sie wog über 130 Centner — nicht

gefährden wollte, befahl er, sie auf einem Flosse über das Wasser zu bringen. Bei dieser Gelegenheit war nun die „schöne Kathl“ ins Wasser gefallen. Damals geschah es, daß dem Kaiser auf seinem Ritte eine Marktenderin begegnete. Als diese ihm einen Imbiß reichte, wollte einer aus dem Gefolge aus Furcht vor möglicher Vergiftung die Speise zuvor kosten. Da fragte der Kaiser die Frau, woher sie sei. Als diese Augsburg ihre Vaterstadt nannte, entgegnete der Kaiser: „Dann ist die Speise schon kredenzt; denn die von Augsburg sind fromme Leute.“ Krankheiten lichteteten die Reihen der Belagerer. Auch die Pferde litten sehr. Ein launiger Schriftsteller sagt: An Hafer gewöhnt, verloren die Thiere in den Gemüsegärten Italiens Humor und Gesundheit. Siegmund Herberstein klagt: „Fast viel Roß feind verfüttert worden, weil man den Habern, des wir (!) gewohnt sein gewest, nicht haben mögen.“ Die französischen Ritter, welche sich im Lager befanden, weigerten sich gemeinsam mit den deutschen Landsknechten zu kämpfen, die lauter Schuster und Schneider wären. Als zahlreiche Stürme siegreich zurückgeschlagen wurden, gab Maximilian im Oktober die Belagerung auf und zog sich nach Tirol zurück.

23. Die heilige Liga. 1511.

Der kriegerische Mißerfolg Maximilians vor den Mauern Paduas trug viel zur Lockerung des Bundes von Cambray bei. König Ferdinand von Arragonien zog sich rasch vom Kriegsschauplatz zurück, nachdem er die von

ihm gewünschten Hafenplätze in Italien erlangt hatte. Auch der Papst Julius II., der die völlige Demüthigung Venedigs aus Furcht vor der französischen Übermacht nicht wünschte, vertrug sich um so lieber mit Venedig, als dieses ihm die weitgehendsten Zugeständnisse machte. Zuerst hob Julius das über Venedig verhängte Interdikt auf, bald aber trat er offen an die Seite des ehemaligen Feindes. Zur selben Zeit — Februar 1510 — treffen wir Kaiser Maximilian in Augsburg, wo die Deutschen wieder einen Reichstag hielten. Da er den venetianischen Krieg mit erneuerten Kräften fortzuführen beabsichtigte, so gieng er die Stände um eine ausgiebige Hilfe an. Unterstützt wurde er hiebei durch die Beredsamkeit des französischen Gesandten Luigi Eliano, der die Treulosigkeit der Venetianer in den grellsten Farben schilderte. In seinem Eifer wich er stark vom Pfade der Wahrheit ab. Die Venetianer hätten allem Adel Tod und Verderben geschworen, ihre Grausamkeit und Wollust spotte aller Beschreibung, auf ihren Märkten werde Menschenfleisch verkauft, und sie seien die besten Freunde der Türken. Die Deutschen erschrafen sichtlich bei dieser Rede und bewilligten dem Kaiser circa 8000 Mann. Die gute Stadt Augsburg that ihr möglichstes, um des Kaisers üble Laune zu verschuchen. Es wurden öffentliche Maskenaufzüge und Rennspiele veranstaltet, an denen er teilnehmen mußte. Einmal wurde auch zwischen Maximilian und dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen ein Scharfrennen veranstaltet, dem alle Fürsten als Zuschauer beiwohnten. Die Tafel hielt der Kaiser im Fuggerhaus und abends beschloß ein öffentlicher Tanz der Augsburger Bürgerkinder das fröh-

liche Fest. Der Aufenthalt des Kaisers in der ihm lieben Stadt, nur auf kurze Zeit durch Ausritte in die benachbarten Städte unterbrochen, währte bis in den Juli hinein.

Ludwig XII. von Frankreich hatte am meisten Grund, über den Treubruch des Papstes zu klagen. Als er damals sein altes Bündnis mit den Schweizer Eidgenossen erneuern wollte, da zeigte es sich, daß die Schweizer für das päpstliche Interesse gewonnen waren. Sie verweigerten nicht nur jede Hilfe, sondern sandten überdies ein Heer von 14.000 Mann zur Unterstützung an den Papst. Dagegen kam ein um so engeres Bündnis zwischen Maximilian und Ludwig im November 1510 zu Blois zu stande, wonach Ludwig 100.000 Dukaten an Maximilian lieh, der dafür ein Heer von 13.000 Mann ins Feld zu stellen hatte. Gleichzeitig trafen sie den Papst an einer sehr wunden Stelle. Schon längst war in der europäischen Christenheit der Ruf nach Reform der Kirche und Abstellung der zahlreichen kirchlichen Mißbräuche laut geworden. Allein die Päpste, welche eine Beschränkung ihrer Macht fürchteten, wollten davon nichts wissen. Jetzt schlossen sich diesem Rufe auch Ludwig und Maximilian an und kündigten dem Papst die Einberufung eines allgemeinen Konzils an.

Der Kampf zwischen den päpstlichen und französischen Truppen wurde in der Nähe von Modena und Bologna mit Erbitterung geführt. Julius II. schritt an der Spitze seines Heeres persönlich zur Belagerung von Mirandola. Man erzählt, daß er trotz des heftigsten Fiebers Tag und Nacht bei den Batterien war, die Geschütze gegen die Stadt richtete und seine Soldaten durch die Aussicht auf eine ausgiebige Plünderung anzueifern

verstand. Schon im Januar 1511 konnte er seinen Einzug in die gefallene Stadt halten.

Ferdinand von Arragonien, der sich immer entschiedener auf die Seite des Papstes stellte, suchte Maximilian mit dem letzteren zu versöhnen. Aber alle Unterhandlungen, die zu Bologna gepflogen wurden, scheiterten an der Ehrlichkeit des Kaisers, der seinen Bundesgenossen Frankreich in den Frieden mit eingeschlossen haben wollte. Bologna fiel in die Hände der Franzosen, denen sich eine Schar deutscher Landsknechte unter der Führung des berühmten Georg Frundsberg angeschlossen hatte. Die Eroberer begiengen hierbei den Vandalismus, die Statue des Papstes von Michael Angelo in eine Kanone umzuschmelzen.

Auch an der österreichisch-venetianischen Grenze entbrannte der Krieg von neuem. Die Venetianer und der Kaiser fielen wechselseitig plündernd in ihre Gebiete ein. Endlich behielten die Kaiserlichen die Oberhand und Venedig zeigte sich sehr zu einem Waffenstillstand geneigt.

Unterdessen war das von Frankreich und dem Kaiser in Aussicht genommene Konzil zu Pisa zusammengetreten. Nur neun, dem Papste feindlich gesinnte Kardinäle fanden sich dort ein. Diese forderten den Papst zur Teilnahme auf. Da sich aber niemand finden wollte, das Einladungsdekret diesem zu überbringen, so wurde es öffentlich an zahlreiche Kirchenthüren Italiens angeschlagen. Die Teilnahme an dem Konzil war eine äußerst schwache, das Volk von Pisa nahm gleich bei den Eröffnungsfeierlichkeiten eine so drohende Haltung ein, daß man unter nichtigen Vorwänden die Verlegung nach Mailand be-

schloß. Julius II. aber berief auch seinerseits für den 1. Mai 1512 ein Konzil in die Laterankirche zu Rom.

Ferdinand von Arragonien trat nun offen als Bundesgenosse des Papstes auf, den er mit Geld und Truppen unterstützte. Auch die Schweizer und Venetianer wurden gewonnen. Alle diese Mächte traten am 5. Oktober 1511 in der sogenannten „heiligen Liga“ zusammen, deren Spitze vorzugsweise gegen Frankreich gerichtet war, da dessen einziger Bundesgenosse Kaiser Maximilian einen um so bescheideneren Anteil am Kampfe nahm, als er bald darauf mit den Venetianern einen Separatwaffenstillstand abschloß. So war also thatsächlich die Ligue von Cambrai zersprengt worden.

Damals faßte Maximilian einen wunderlichen Plan. Papst Julius war in eine schwere Krankheit gefallen, welche Veranlassung zum Gerücht von seinem Tode gab. Der Kaiser wollte nun selber Papst werden. Seine zweite Gemahlin Maria Blanca war am 31. Dezember 1510 zu Innsbruck gestorben. In einem Briefe an seine Tochter Margarete gibt er seinen Entschluß kund, nicht mehr zu heiraten. Er wolle den Papst bestimmen, ihn zum Koadjutor zu ernennen und die Kardinäle durch Geld, das die Jucker vorschießen sollten, gewinnen, daß sie ihn zum Nachfolger wählten. Unterschrieben war der Brief: „Euer guter Vater Maximilian, künftiger Papst.“ In einem anderen Schreiben an einen vertrauten Ratgeber begründete er seine Absicht damit, daß ja die höchste geistliche Würde ein Ausfluß der kaiserlichen Macht sei. Es scheint, daß der Kaiser diese abenteuerliche Idee um so leichter fallen ließ, als ihm die Undurchführbarkeit derselben vorgestellt wurde.

König Ludwig XII. raffte seine ganze Kraft gegen die heilige Liga auf. Gaston von Foix, ein edler Rüngling, der hochstrebenden Sinn mit einer seltenen Feldherrngabe verband, stand an der Spitze des französischen Heeres. Am 11. April 1512 kam es bei Ravenna zu einer mörderischen Schlacht. Als Jakob von Cms, der Führer der deutschen Landsknechte, seine Leute ins Treffen führte, sprach er: „Liebe Brüder, heute setzen die Franzosen ihre Hoffnung auf Euch. Ihr habt die Cure auf niemand als auf Euch selbst zu setzen, denn wisset, wenn Ihr den Feind nicht schlagt, so werdet Ihr den Bauern nimmermehr entrinnen. Stehet fest in der Schlacht. Denkt auf Sieg oder Tod.“ Das französische Fußvolk hielt standhaft einen wahren Kugelregen aus. Die Spanier mähten die deutschen Landsknechte reihenweise nieder. Endlich gelang es den französischen Reitern, die Spanier zum Weichen zu bringen. Der Kampf endete mit einer vollständigen Niederlage des spanisch-deutschen Heeres. Allein dieser glänzende Erfolg der französischen Waffen gestaltete sich für diese zu einem Pyrrhusieg, denn er wurde mit dem Tode des Führers Gaston von Foix erkauft. Trauer und Mutlosigkeit ergriff die französischen Soldaten und ihr neuer Führer konnte diese bösen Geister nicht bannen. Zudem gelang es dem rastlosen Papst Julius II., neue Mitglieder für die heilige Liga zu gewinnen. Der junge König Heinrich VIII. von England erklärte ebenfalls an Frankreich den Krieg.

In kurzem mußten die Franzosen ganz Mailand räumen, wo Maximilian Sforza als Herzog ausgerufen wurde. Kaiser Maximilian endlich verließ auch die Sache Frankreichs, anerkannte das vom Papst

zusammengerufene Konzil, während gleichzeitig die Venetianer die heilige Liga verließen, weil sie die vom Papst geforderten Gebietsabtretungen an den Kaiser nicht zugestehen wollten.

24. Maximilian im Kampf mit Ludwig XII. und Franz I. von Frankreich. 1513—1516.

Anfangs 1513 starb der kriegslustige Julius II. Ihm folgte Leo X., weniger durch seine kirchliche Gesinnung, als durch seine Liebe für Kunst und Wissenschaften hervorragend. Auch er blieb den Franzosen feindlich gesinnt. Maximilian erhob laute Klagen über französische Umtriebe, welche ihm neue Grenzstreitigkeiten mit den Venetianern einbrachten. Umso lieber schloß er daher mit König Heinrich VIII. von England und Spanien einen Bund zur Bekämpfung Ludwigs XII. England begann den Kampf mit einem zahlreichen Heere, das an die Belagerung des festen Terouanne in Belgien gieng. Maximilian fand sich selbst dort ein und übernahm das Kommando über die Engländer. Am 9. August traf Maximilian mit König Heinrich in Nive zusammen. Die Einfachheit seiner 200 Reiter, deren ganze Pracht in ihren goldenen Ketten bestand, stach gegen den Waffenschmuck des englischen Gefolges sehr ab. Maximilians Diener bückten sich gierig nach den silbernen Schellen, welche die Edelknaben Heinrichs absichtlich vom Sattelzeug ihrer Pferde fallen ließen. Der König verehrte dem Kaiser ein Zelt, das inwendig mit seideneu Decken, vergoldetem Laubwerk und goldenem Geschirr versehen war.

Es heißt, er habe sogar täglich 100 Thaler vom König zur Bestreitung seines Mittagstisches genommen.

Als die Nachricht vom Herannahen eines feindlichen Entsatzheeres eintraf, zog Maximilian demselben entgegen und lieferte am 13. August 1513 bei Guinegate, an derselben Stelle, wo er vor 34 Jahren seinen ersten Sieg erfocht, eine Schlacht, die durch den Ungeßtim des Angriffes in wenigen Stunden entschieden war. Die Franzosen flohen in hellen Haufen, und weil sie nach einem bösen Witze in diesem Kampfe mehr die Sporen zur Flucht als die Waffen zur Abwehr gebrauchten, erhielt diese Schlacht den Namen die „Sporenschlacht“.

Fast zur selben Zeit traf die Franzosen auch in Italien ein harter Schlag. Maximilian Sforza, zu schwach zur offenen Verteidigung gegen die heranrückenden Franzosen und Venetianer, warf sich mit seinen Schweizern in das feste Novara. Die Franzosen rühmten sich, sie hielten die Schweizer wie geschmolzen Blei in einem Löffel. Die Schweizer dagegen gaben zur Antwort: „Wenn der französische Feldherr stürmen wolle, so soll er sein Pulver sparen und lieber das Thor stürmen, das sie ihm nur mit Bettlichereu verhängen ließen.“ Die Franzosen gaben die Belagerung auf, stießen aber bald auf die kampfeslustigen Schweizer, denen sie in einem mörderischen Treffen unterlagen. Dagegen mißlang der Versuch Maximilians, den Venetianern Padua zu entreißen. Die Kaiserlichen machten aber nach der Aufhebung der Belagerung einen Streifzug durch das Venetianische bis in die Nähe Venedigs. Frundsberg konnte sich trotz des Verbotes nicht enthalten, einen Kanonen-

schuß gegen die Stadt zu thun. Der Rückweg gestaltete sich jedoch sehr beschwerlich. Der Venetianer Alviano verfolgte sie mit dem Hohne: „Er habe den Nest der barbarischen Bestien unter der Schere, er brauche nur zuzudrücken.“ Aber es sollte anders werden. Bei Creazzo kam es zur Feldschlacht. Die Spanier kämpften wie Löwen. „Falle ich“, rief ihr Führer Pescara, „so laßt mich nur nicht von den Feinden zertreten.“ Frundsberg, allen voran, schwang sein Schwert so mächtig, daß er keuchte wie ein Holzhacker im Walde, der eine Eiche fällt. Tod oder Sieg war die Losung. Die Venetianer wurden völlig geschlagen und ließen Alvianos Fahne in den Händen der Kaiserlichen.

Ludwig XII. war des langen Kampfs müde. Er verglich sich mit dem Papst durch die Anerkennung des lateranensischen Konzils. Das Konzil zu Pisa, das zuletzt in Lyon tagte, hörte wegen Mangels an Teilnahme von selbst auf. Ludwig XII. verglich sich ferner mit England, und besiegelte den Vertrag durch seine Vermählung mit der 16jährigen Schwester Heinrichs VIII. Maria. Endlich mit dem Kaiser, dem er seine Tochter Renata für dessen Enkel Erzherzog Karl versprach, die dann Mailand als Mitgift erhalten sollten.

Am Neujahrstage 1515 starb Ludwig XII. und der kriegerische Ehrgeiz seines jugendlichen Nachfolgers Franz I. veränderte mit einem Schlage die mühsam geschaffene Sachlage. Dieser König erkannte mit richtigem Blicke die seinem Hause von der spanisch-habsburgischen Macht drohende Gefahr. Die Wiedereroberung Mailands war demnach das nächste Ziel seiner Politik. Inzageheim

sammelte er ein großes Heer, drang, seine Gegner täuschend, über die Alpen in Italien ein und lieferte den Schweizern, die in Maximilian Sforzas Sold standen, bei Marignano 1515 eine Schlacht. Die Schweizer fochten mit dem Mute der Verzweiflung, bis das Dunkel der Nacht die Kämpfenden trennte. Bei Tagesanbruch begann die Schlacht von neuem, die Schweizer fielen, aber sie wichen nicht. Da plötzlich stürmte der Venetianer Alviano mit seinen leichten Scharen auf sie ein. Auch da verteidigten sie sich noch. Da nahmen die Feinde das Element zu Hilfe. Sie durchstachen die Dämme und setzten die Schweizer unter Wasser. Zu Tode ermattet gab der Rest die Schlacht für verloren. Sforza trat alle seine Ansprüche an Franz ab, der sich den Besitz Mailands durch ein Übereinkommen mit Leo X. zu sichern suchte.

Kaiser Maximilian wandte sich vergebens an das deutsche Reich um Hilfe. Dagegen gelang es ihm, einen Teil der Schweiz für sich zu gewinnen und dort mit spanischem und englischem Gelde ein stattliches Heer zu rüsten. Da er damals durch wichtige Familienangelegenheiten in den österreichischen Erbprovinzen festgehalten wurde, so trat er erst im März 1516 an der Spitze von 30.000 Mann seinen italienischen Feldzug an. Mailand konnte er trotz der heftigsten Drohungen nicht zur Öffnung der Thore bewegen. Gleichzeitig trafen zur Unterstützung Franz I. aus dem französisch gesinnten Teil der Schweiz Söldnerscharen ein. Die Schweizer Maximilians erklärten gegen ihre Brüder nicht kämpfen zu wollen. Da erschien dem Kaiser im Traume das blutige

Bild seines Ahnherrn Leopold aus der Sempacher Schlacht und sein Schwiegervater Karl der Kühne. Vielleicht mochte sich der Kaiser des Schicksals seines Oheims, des Ludovico Moro erinnern. Indem er an der Treue seiner Schweizer zweifelte, verließ er plötzlich das Lager mit seinen deutschen Söldnern, eilte seinen lieben Tiroler Bergen zu und traf bereits am 11. Mai 1516 wohlbehalten in Trient ein.

Auf diesem beschwerlichen Heimmarfche durch unwegsame schneebedeckte Thäler hatte er noch einen argen Schimpf zu ertragen. Obwol er alle Entbehrungen mit seinen Soldaten redlich theilte, erregte er doch durch Soldrückstände die Unzufriedenheit der deutschen Landsknechte. Es kam zu einer förmlichen Meuterei, die Knechte drangen auf die Person des Kaisers ein und schalteten ihn einen „Apfelfönig“, einen „Strohfönig“. Da trat ihnen Maximilian entgegen und suchte sie mit folgenden Worten zu besänftigen: „Ihr lobfsamen, starken, männlichen Deutschen! Wie soll ich denn mit Euch reden, daß meine Rede angenehm und von Euch gehört werde? Rede ich mit Euch als Euer geborner Fürst, so mag es Euch nicht lieblich zu hören sein. Aber ich habe jedem von Euch jederzeit Vertrauen geschenkt. Thuet es also gegen mich. Höret mich, Ihr lieben Deutschen! Ihr lieben vertrauten Landsknechte! Verliert nicht gegen mich, Euren Herrn das herrliche Lob, das da schwebt in Asien und Afrika. Bin ich jetzt auch Euer Herr, so gehört die Herrschaft doch Gott und nicht mir. Wollt Ihr mich nicht verschonen, so denkt an die Ehre der deutschen Nation. Ihr seid ja deutsch, es wäre denn, daß Euch die Lust allhier

in fünf Jahren welsche Herzen und Gemüther gebracht hätte. Gedenkt, daß Ihr Landsknechte und nicht Schweizer seid. Fürchtet doch Gott und die in alle Welt tönende Nachrede. Ihr mögt an mir jetzt gut oder übel thuen. Aber ich weiß, daß Euer Grimm gegen mich nicht beständig ist. Denn was soll ich gegen Euch verschuldet haben? Bin ich nicht derselbe, der Euch in den Niederlanden im Kampf gegen den Herzog von Geldern viel Gewinn zugewendet hat? Habt Ihr vergessen, was ich aller Orten für Euch gethan, daß jedermann Euch nur meine Söhne nennt? Wollt Ihr mir das so schwer vorhalten, daß Euch der Sold noch ausständig ist? Es ist doch nicht mein, sondern anderer Personen Schuld. Kann ich denn an allen Orten sein? Ihr habt deshalb bisher auch keine Not gelitten. Wenn Ihr viel Mühsal ertragen habt, so ist das die Folge Eurer Tugend, weshalb Ihr hoch zu loben seid. Doch jetzt, wo wir uns von den Welschen wenden, kommt Eure Not in hellem Haufen mit Geschrei und Aufruhr an mich. Hab ich Euch denn übleres gethan als die von Brescia, die täglich Euer Verderben wünschen? Ich laß es aber gut sein. Die Schuld liegt vielleicht an mir, doch ich hab's um Euch ja nicht verdient. Ihr seht, daß ich zur Ehre der Deutschen viel Geld verbraucht, Leib und Leben dargestreckt habe. Ihr wisset, wie mich die Schweizer betrogen haben, so daß ich nichts erreicht habe, als die Verschwendung eines großen Haufen Geldes. O! Ihr lieben, deutschen, redlichen Landsknechte! bedenkt die Tapferkeit Eurer Herzen. Ihr seid nicht die, so allein um Geld, sondern auch um die Ehre streiten. Erkennt

Ihr mich, so wisset Ihr, daß ich nichts als Euer getreuer Hauptmann und Führer bin, und nicht allein nach meiner, sondern auch nach Eurer Ehre trachte. Ich bitte Euch, seid fest und männlich. Obwol ich keine Münze habe, so bin ich erbötig Euch alle „mein Kredenß“, mein Silbergeschirr und Kleinode herzugeben, bittend, es in Gutem zu nehmen.“ Allein selbst diese so eindringlichen, vom Herzen kommenden Worte des Kaisers und die arge Demüthigung, der er sich hiebei unterwarf, verfiengen nicht an dem harten Sinne der Knechte, und Maximilian mußte auf alle weiteren Kriegspläne verzichten. Seine Schweizer Söldner vor Mailand verliefen sich, ein Theil nahm französische Dienste, ein anderer wandte sich der Heimat zu.

König Ferdinand von Arragonien war damals schon tot. Ihm folgte als König von Spanien und Neapel der Herr der Niederlande, der 15jährige Erzherzog Karl. Mit diesem knüpfte Franz I. zuerst Unterhandlungen an, die im August 1516 zum Vertrag von Noyon führten. Danach sollte Franz Mailand und Karl Neapel behalten; endlich wurde eine Heirat zwischen Karl und der Tochter des Franz verabredet. Der Kaiser wollte anfangs von diesem Frieden nichts wissen, endlich trat er ihm auch bei. Als einzige Frucht dieser langjährigen Kämpfe, welche ihm die Vigne von Cambrah verursacht hatte, erhielt er von den Venetianern die Stadt Roveredo sammt Gebiet und 200.000 Dukaten, eine Entschädigung, die in keinem Verhältnisse zur aufgewandten Kraft stand.

25. Der Reichstag zu Köln. 1512.

Während der italienischen Wirren waren in Deutschland auf zahlreichen Reichstagen vielfache Beschwerden zur Sprache und zur Verhandlung gekommen. Maximilian nahm auch daran lebhaften Anteil. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1510 ertönten von allen Seiten Klagen über die harten Besteuerungen, denen alle geistlichen Güter von der päpstlichen Kurie unterworfen wurden. Wenn in einem Erzbistume ein neuer Erzbischof eingesetzt wurde, so mußte er für das Pallium, das Zeichen seiner neuen Würde, eine unerschwingliche Summe an den Papst zahlen. Natürlich waren es die armen Unterthanen, welche dieselbe für ihren neuen Herrn aufzubringen hatten. Wollte es das Unglück, daß ein erzbischöflicher Sitz in kurzer Zeit mehrmals in Erledigung kam, so konnten die Unterthanen an diesen Zwangszahlungen völlig zu Grunde gehen. Maximilian selbst war von der Reformbedürftigkeit der Kirche überzeugt. Er gieng einmal den berühmten Theologen Jakob Wimpfeling deshalb um Rat an, dieser schickte ihm auch ein Gutachten ein, welches aber die Warnung enthielt, der Kaiser solle bei seinen Schritten nur ja nicht die Macht des Papstes unterschätzen.

Wichtig ist für Deutschland auch der 1512 zu Köln abgehaltene Reichstag. Der Kaiser schlug selbst die Einführung eines Reichsregiments vor, doch giengen die Stände darauf nicht ein. Denselben lag vielmehr am Herzen, der allgemeinen, geradezu unerträglichen Landplage des Raubritterwesens ein Ende zu machen. Es schien deshalb vortheilhafter, das ganze Reich in zehn Landfriedenskreise zu

teilen. An der Spitze eines Kreises sollte ein Hauptmann mit mehreren Räten über die Aufrechthaltung der Friedensgesetze wachen und nötigenfalls mit bewaffneter Hand gegen die Übelthäter einschreiten. Die österreichischen Erbländer bildeten einen 2000 Quadratmeilen umfassenden Kreis. Es war nur bedauerlich, daß Böhmen, Mähren, Schlesien und die Schweiz von der Kreiseinteilung ausgenommen waren. Immerhin waren diese bescheidenen Anfänge zur inneren Ordnung Deutschlands für die Zukunft von den nachhaltigsten Folgen.

26. Die Bauernunruhen in Österreich. 1515.

Der gemeine Mann auf dem flachen Lande hatte damals schlimme Tage. Harte Zehnten mußten an die Obrigkeit abgeliefert werden, schwer lastete auf ihm der Frondienst, schonungslos zerstampfte die wilde Meute des strengen Herrn seine gesegneten Fluren. Und wenn der Herr auf einem Reichstage zum Beitrage für die Reichshilfe verpflichtet wurde, so wälzte er diese Last bis auf seine letzten Hinterlassen, die im Schweiß ihres Angesichtes um ihr tägliches Brot rangen, und denen eine in die Güter dieser Welt versunkene Kirche den Trost des Herzens und die Erhebung aus diesem Irrsal versagte. Kein Wunder, daß dann in einzelnen Gegenden Deutschlands die ergrimnte Bauernschaft zu den Waffen griff und grausame Vergeltung an den adeligen Grundherrn übte.

Der Ruf nach der „stara pravda“, den alten Rechtsgewohnheiten, das heißt nach der Abschaffung aller

unbegründeten Zinsungen, erscholl 1515 fast zu gleicher Zeit in Kärnten, Krain und der Steiermark. Im Gerichtsbezirke Radmannsdorf schlossen die Bauern einen Bund, der bald 20.000 Köpfe zählte. Sie schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Augsburg. Dieser nahm sie gnädig auf und versprach ihnen die Abstellung ihrer gerechten Beschwerden. Aber das Warten war nicht nach der Bauern Sinn. Im Mai überfielen sie das Schloß Meichau, schleppten die Gutsherrn hervor, köpften sie und warfen ihre Leichname in den Schloßgraben; die Schloßherrin aber wurde gezwungen, Bauernkleider anzuziehen: „sie sollte kosten, was Bauernleben sei“. In Kärnten hielten auch die Städte, Böllfermarkt und Villach ausgenommen, zur Sache der Bauern. Die Stände boten ein Heer auf und in vereinzeltten Treffen wurden die Bauern geschlagen. Die Gefangenen wurden schonungslos an die Bäume gehängt. In Steiermark hob der Aufstand bei Gonobitz an und erstreckte sich bis nahe an Graz. Georg von Herberstein, Bruder Siegmunds, des berühmten Staatsmannes und Geographen, führte hier das ständische Heer. In einer Schlacht bei Cilli sollen an 700 Bauern gefallen sein. Die Stadt Raasdorf wurde von den Bauern geplündert und gieng in Flammen auf. Der kaiserliche Hauptmann des Schloßes stürzte bei der Flucht von der durchfägten Brücke in den Graben und blieb dort unbedigt liegen. Haß und Blutgier erfüllte gleichmäßig die Gemüther der Adelligen wie der Bauern. Auersperg beschwor den Feldhauptmann, die Bauern mit Brand und Gewalt zur Herausgabe seines Schloßes Neudeck zu zwingen. Er schrieb ihm: „Die Hauptführer laßt spießen,

hängen und brennen, wie Euch gefällt.“ Überall erlagen die Bauern den woldisciplinirten Scharen der Adelligen und ihr Los wurde zumeist ein härteres, als es bisher gewesen.

27. Maximilians Zusammenkunft mit den Königen von Ungarn und Polen zu Wien. 1515.

Unter all den großen Fragen, deren Lösung dem Kaiser Maximilian während seiner langen Regierungsdauer zufielen, hat ihn wol keine in so hohem Grade beschäftigt wie diejenige, welche sich auf die bleibende Erwerbung Ungarns und Böhmens für seine Dynastie bezog. Wir haben schon früher gehört, wie sein erster kriegerischer Versuch 1490, sein gutes Erbrecht geltend zu machen, fehlschlug. War auch dann ein neuer Vertrag geschlossen worden, so hatte doch Maximilian bei dem Wankelmut der Ungarn allen Grund, für die Einhaltung dieser beschworenen Abmachungen Besürchtungen zu hegen. An Streitigkeiten mit dem jagellonischen Hause, von dem in Mitglied, Siegmund, auf dem polnischen, ein anderes, Wladislaus, auf dem ungarisch-böhmischen Throne saß, hatte es die Jahre über nicht gefehlt. Da war es nun Maximilians Plan, denselben durch Knüpfung enger verwandtschaftlicher Bande ein für die Zukunft seines Hauses hochbedeutungsvolles Ende zu machen.

König Wladislaus hatte zwei Kinder, Ludwig und Anna. Es wird erzählt, daß Anna heftig zu weinen anfieng, als sie ihren Bruder mit dem königlichen Schmucke sah. Darüber befragt, sagte sie: „Ich weine, weil ich

keine Krone habe und doch ein Königskind wie Ludwig bin.“ Lächelnd setzte ihr dann der Vater die Krone auf. Ob er wol damals geahnt, daß der heiße Wunsch des Kindes einst an der Jungfrau in Erfüllung gehen werde? Maximilian schlug jetzt eine Wechselheirat vor. Einer seiner beiden Enkel Karl oder Ferdinand sollte die Prinzessin Anna, dagegen der Kronerbe Ludwig Maximilians Enkelin Marie heiraten. Nachdem die darüber gepflogenen Unterhandlungen einen günstigen Verlauf nahmen, beschloßen die drei Regenten Maximilian, Siegmund und Wladislaus dem abzuschließenden Bündnisse durch eine persönliche Zusammenkunft ein desto größeres Gewicht zu verleihen.

Als der Kaiser die Nachricht empfing, daß Siegmund von Polen in Hainburg und Wladislaus von Ungarn in Bruck an der Leitha angekommen wären, verließ er am 15. Juli 1515 in einer prächtigen Sänfte und von einem glänzenden Gefolge begleitet, die Stadt Wien und übernachtete im Schloß Trautmannsdorf, fünf Meilen von Wien. Am folgenden Tage morgens sechs Uhr begab sich Maximilian auf den zur Zusammenkunft bestimmten Platz. Er lag in der Ebene an dem Walde, „Hart“ genannt, zu dessen Rechten ein sanft aufsteigender Hügel, zur Linken ein mit Gesträuch und Dornen bewachsener kleiner Berg sich befand, von welchem letzteren herabsteigend der Kaiser sowol von den Ungarn als den Polen gut gesehen werden konnte.

Der Kaiser kam zuerst an. Ihn umgaben die Gesandten von Spanien und England, die Bischöfe von Seckau und Laibach, Bremen, Regensburg und Passau,

die Herzöge von Baiern, Württemberg und Mecklenburg, viele Grafen, ein zahlreicher wehrhafter Adel, an 5000 Pferde in herrlichen, von hellem Sonnenglanz widerstrahlenden Rüstungen, Johann Cuspinian, der geistige Urheber dieser Zusammenkunft, der Propst Melchior Pfinzing von Nürnberg, der nachher die Thaten des Kaisers im „Teuerdank“ beschrieb, der weise Cardinal Matheus Lang, Bischof von Gurk, des Kaisers Liebling, Cyprian von Serntein, der zu Blois und Cambrai mit Frankreich die Unterhandlungen geführt, zahlreiche Räte und Geheimschreiber mit goldenen Ketten und ernstem Wesen. Sie alle waren in Scharlach und schwarz gekleidet; dieselbe Farbe trug die mit Sammt beschlagene Sänfte des Kaisers. Da nahte der Zug der fremden Fürsten. Den König Wladislaus von Ungarn begleiteten in nie gesehener Pracht die mächtigen Barone seines Reiches. Ludwig ritt neben ihm her. Die Prinzessin Anna folgte in einem von acht Schimmeln gezogenen, mit allegorischen Basreliefs gezierten Staatswagen. Die Vor- und Nachhut bildeten Husaren mit weiß und rot zweigetheilten Fähnleins und Moskowiter, himmelblau mit langen weißen Hüten, gewappnet mit Bogen und Pfeilen. Dann kam der Zug der polnischen Bischöfe, Woiwoden und Palatine, die weißblau gekleidet, zu Fuß ihrem König Siegmund folgten, der in rotem Scharlach, auf dem Haupte ein mit roten Federn geschmücktes weißsamntenes Barett, einen stolzen Rappen ritt.

Der Kaiser gieng den Fürsten entgegen, reichte ihnen die Rechte und sprach: „Diesen Tag hat uns der Herr gegeben, freuen wir uns, frohlocken wir und genießen wir

ihn in Fröhlichkeit.“ • Der König von Polen erwiderte: „Möge diese Zusammenkunft Glück und Heil bringen, uns, unseren Unterthanen und der ganzen Christenheit.“ Nach einer kurzen Besprechung der Monarchen lud der Kardinal von Gurk im Namen des Kaisers die Fremden ein, Wien zu besuchen. Vladislaus machte anfangs, indem er sich auf seine Minister berief, Schwierigkeiten. Vielleicht kränkte es ihn, daß ihn der Kaiser nicht persönlich aufgefordert hatte. Siegmund dagegen gieng mit vollem Vertrauen auf die Einladung ein und sprach: „Ich habe mein Reich und den väterlichen Boden verlassen und bin aus Polen hieher gereist, um mit dem Kaiser zusammenzukommen. Ich will nicht allein nach Wien, sondern überall hingehen, wohin immer es der Kaiser befehlen wird, da es mir nie in den Sinn kam zu glauben, daß sich der Kaiser anders, als wie es einem guten Fürsten ziemt, gegen uns benehmen werde. Wenn auch mein Bruder auf den Rat seiner Minister erklärt hat, nicht zu kommen, so will ich ihn doch sammt seinen Kindern dahin führen; wer nicht folgen will, kann nach Gefallen zurückbleiben. Hochwürdigster Fürst! geben Sie dem Kaiser mit gewohnter Gewissenhaftigkeit kund, welchen Sinnes ich bin.“ Der Kaiser soll sich der Thränen kaum erwehrt haben, als er diese Antwort vernahm. Er trat näher heran und sprach: „Durchlauchtigste Könige, es gibt für Sie nichts zu besorgen, denn Wien ist Ihre Stadt, wo Sie als meine Brüder mit aller Freundschaft und königlichen Ehren empfangen werden. Dies verspreche ich Ihnen mit meinem kaiserlichen Worte.“ Darauf vergnügten sich die Fürsten auf einer Jagd im benachbarten Forste. Der König von

Ungarn bezog sein Nachtlager in Trautmannsdorf, der von Polen in Enzersdorf, während Maximilian mit dem Kardinal von Gurk nach Laxenburg ritt.

Tags darauf — am 17. Juli — erwartete der Kaiser seine Gäste in Schwechat. Bei herrlichem Wetter, unter dem Sauchzen der ganzen Wiener Bevölkerung, zogen dann die Monarchen durch die festlich geschmückten Stadthore dem St. Stephansdome zu. Hier empfing sie der Bischof Georg von Wien und erteilte ihnen den Segen, während drinnen, von den Tönen der Orgel getragen, das mächtige *te deum laudamus* erscholl. Von da gieng der Zug zur Hofburg, während König Siegmund sich in seine Residenz „zu den Hasen“ verfügte.

Am 19. Juli eröffnete Maximilian in der Burg unter dem Thronhimmel eine wahrhaft königliche Ratsversammlung. Im Ganzen nahmen an 100 Personen daran teil. Der Kaiser hielt eine einstiündige Rede, in der er vor allem die Notwendigkeit einer gemeinsamen Expedition gegen die Türken, aller Erbfeind, betonte. Abends fand ein glänzender Ball statt, bei welchem Ludwigs Braut, die Erzherzogin Maria, den Königen vorgestellt wurde. Am 22. Juli vollzog der Kardinal von Gran im Stephansdome den kirchlichen Akt der Trauung des Doppelpaares, wobei Kaiser Maximilian seine abwesenden Enkel als Bräutigam vertrat. Die nächsten Tage wurden mit Tänzen, Spielen und prächtigen Turnieren ausgefüllt. Bald darauf begab sich Maximilian nach Wiener-Neustadt, wo er mit den beiden Königen die Schlußberatungen abhielt. Die Könige kehrten dann in ihre Heimat zurück, während der Kaiser über Oberösterreich nach Innsbruck zog.

28. Der Reichstag zu Augsburg. 1518.

Von dem unglücklichen Feldzug, den Maximilian 1516 in die Lombardie machte, haben wir schon früher gesprochen. Die zweite Hälfte des Jahres 1516 brachte er vorzugsweise in Tirol, zu Augsburg und in den österreichischen Vorlanden zu. Anfangs 1517 begab er sich nach den Niederlanden, in denen er bis in den Juni verweilte. Dann kam er wieder nach Augsburg, das er nur verließ, um September und Oktober in den Bädern Badens bei Wien Schutz gegen ein langsam schleichendes Fieber zu suchen. Im Januar 1518 treffen wir ihn wieder in Augsburg. Hier beschäftigte ihn vorzugsweise der schon auf der Wiener Zusammenkunft in Aussicht genommene Plan eines großartigen Türkenzuges.

Der Reichstag, der deshalb 1518 in Augsburg zusammentrat, sollte die hierzu erforderlichen Geldmittel bewilligen. Maximilian gab sich alle erdenkliche Mühe durch feurige Reden den Sinn der Deutschen hiefür zu gewinnen. Allein die Reichsfürsten waren von der Notwendigkeit des Türkenzuges absolut nicht zu überzeugen. Vielmehr machte sich hier ein Geist des Widerspruches geltend, dessen Spitze sich vorzugsweise gegen den römischen Papst und dessen Geldbedrückungen wandte. Unter den Mitgliedern des Reichstages wurde eine gedruckte Rede herumgegeben, für deren Verfasser man Ulrich von Hutten hielt. Sie war ganz erfüllt von dem Hass gegen den Papst. Darin hieß es: „Den Türken zurückzuschlagen, wäre ein rühmliches Vornehmen, aber der Türke, der am meisten zu fürchten sei, wäre in Italien zu suchen. Gegen

jenen, der aus Asien gekommen sei, könne Deutschland sich noch immer genug verteidigen, aber den italienischen Türken zu bezwingen, dazu wäre die ganze Christenheit nicht genug.“ Die Deutschen bewilligten schließlich eine so kleine Hilfe, daß von der Bornahme des Türkenzuges weiter keine Rede sein konnte.

Dieser Augsburger Reichstag ist auch ewig denkwürdig geworden durch das Erscheinen eines Mannes, der durch die Kühnheit seines Auftretens gegen die katholische Ablasslehre das Signal zu einem gewaltigen Abfalle von der alten katholischen Kirche zu geben berufen war. Es war Martin Luther, der hier seine als irrig erklärten Lehren vor dem Kardinal Cajetan widerrufen sollte. Der Kaiser, der den ganzen Ablassstreit zwischen Luther und Tetzel für ein leeres Mönchsgezänk hielt, nahm an dem Schicksal Luthers keinen besonderen Anteil. Immerhin ist es möglich, daß er dem Kurfürsten von Sachsen bedeutete, diesen Mönch gut zu behüten, da man ihn noch gegen den Papst gebrauchen könne. Mit diesem war Maximilian ganz zerfallen, seitdem derselbe die Absicht des Kaisers, seinem Enkel Karl noch bei Lebzeiten die Krone des deutschen Reiches zu verschaffen, durch Vorstellungen bei den deutschen Kurfürsten zu vereiteln verstand. „Nun ist der Papst auch zu einem Böswicht an mir geworden“ — rief er erzürnt aus — „nun mag ich sagen, daß mir kein Papst, so lange ich gelebt, je Treue und Glauben gehalten hat, ich hoffe, so Gott will, dieser soll der letzte sein.“

29. Maximilians Tod zu Wels. 12. Januar 1519.

Maximilian verließ sein geliebtes Augsburg im Oktober vor Schluß des Reichstages. Seine Fieberanfälle mehrten sich. In der frischen Luft der Gebirgsthäler hoffte er Genesung von seinem Leiden zu finden. Als er zu der Reinfäule auf dem Pechfelde kam, wandte er sich um und warf einen schmerzlichen Blick nach den Thürmen seiner liebsten Stadt. Ein vorahnendes Gefühl seines Todes überkam ihn und wie zum letzten Abschiedsgruß rief er hinüber: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darinnen! Wol haben wir manchen guten Mut in dir gehabt, nun werden wir dich nicht mehr sehen.“ Er ritt über Füssen durch die Ehrenberger Klause nach Tirol.

In Innsbruck widerfuhr ihm ein arger Schimpf. Seine Räte waren den Wirten daselbst noch 24.000 fl. schuldig, und diese verweigerten daher die Aufnahme des Gefolges. Wagen und Kasse mußten daher nachts über auf der Gasse stehen bleiben. Maximilian war darüber so erzürnt, daß er beschloß, Innsbruck sogleich zu verlassen. Er kam bis Rattenberg, wo sich sein Zustand wesentlich verschlimmerte. Nichtsdestoweniger bestand er auf der Fortsetzung der Reise. In Straßwalchen traf ihn Siegmund von Herberstein, dem seine Schwäche und besonders die Gelbheit seiner Augen auffiel. Zu Wels in Oberösterreich wurde Halt gemacht. Der Kaiser, der ein abgesagter Feind jeder ärztlichen Kunst und aller Medicinen war, vertraute auf seine starke Natur, die er durch anstrengende Leibesübungen auf der Jagd unter

Seinen Willen beugen zu können glaubte. Noch am 1. Januar empfing er den englischen Gesandten. Aber seine Schwäche nahm so zu, daß er nach wenigen Tagen das Lager nicht mehr verlassen konnte. Zwei berühmte Professoren der Medizin wurden aus Wien berufen. Nachts, wo der Schlaf die müden Lider floh, suchte er Zerstreuung in der Stammgeschichte des Hauses Oesterreich. Als der Kaiser fühlte, daß das Ende seiner Tage gekommen, da verlangte er nach den Tröstungen der Religion. Er ließ den Karthäuser Kesch kommen, den er mit den Worten empfing: „Dieser Mann soll mir den Weg zur Seligkeit weisen.“ Am 10. Januar unterfertigte er sein Testament. Als die an seinem Sterbebette stehenden Räte sich der Thränen nicht erwehren konnten, sprach er ihnen Trost zu: „Was weinet Ihr, da Ihr einen Sterblichen dahin gehen sehet! Weiber mögen darüber weinen, aber nicht Männer!“ Zwischen der dritten und vierten Morgenstunde am 12. Januar 1519 beschloß er mühelos sein thatenreiches Leben.

Die Kunde von Maximilians Tode rief allerwärts die größte Trauer und Bestürzung hervor. Es gibt Menschen, denen die glückliche Gabe verliehen ist, schon bei Lebzeiten in den Herzen der Mitmenschen dauernd zu wohnen. Wenn sie dahinsinken, so ist es, als wenn in den Seelen von Tausenden eine Saite schmerzvoll zerreißen müßte. An die Stelle des Schmerzes tritt dann die tausendfältige Erinnerung, in der es kein Sterben, sondern nur ein ewiges von Geschlecht zu Geschlecht fortwährendes Leben gibt.

Als die Nachricht von des Kaisers Tod in Frankfurt

eintraf, ließ der Stadtrat folgendes Mandat an die Gemeinde ergehen: „Liebe Freunde! Den Stadtrat langt vielfältig an, daß der römische Kaiser, unser allergnädigster Herr, als ein frommer christlicher Fürst, mit allen Sakramenten versehen, die er auch andächtig empfangen, Donnerstag nach Heiligdreikönig die Schuld an die Natur bezahlt hat und von dieser Welt abgeschieden sei. Gott der Allmächtige wolle der Seele gnädig und barmherzig sein, wobei ein ehrbarer Rat und die ganze Gemeinde billig Mitleiden tragen sollen. Darum gebieten die Herrn der Stadt, daß in dieser Fastnacht hier und in Sachsenhausen keiner öffentlich auf der Gasse bei Tag und Nacht mit Maske gehen, irgend Fastnachtsspiel öffentlich treiben, auch niemand sich verstellen, noch welche Gesellschaften auf den Stuben, Tänze in den Gassen öffentlich gehalten werden sollen. Wo aber jemand sich dagegen vergehen sollte, will der Rat ihn darum strafen. Darnach wisse sich jeder zu richten.“

Maximilian hatte das sechzigste Lebensjahr nicht ganz vollendet. Wie er schon einige Jahre vor seinem Tode einen mit Eisen gefütterten Sarg mit sich führte, so traf er sterbend eine Reihe von Anordnungen, durch die er für seine irdischen Sünden Buße zu thun glaubte. Nach seinem Tode sollten ihm die Zähne ausgestoßen und seine Haare abgeschnitten werden, dann sollte sein Leichnam in einen mit ungelöschtem Kalk gefüllten Sack gesteckt und mit Taffet und Damast bedeckt in den Sarg gelegt werden. In seinem Testament verordnete er, daß sein Leichnam in der St. Georgskirche in Wiener-Neustadt beigesetzt und eine Anzahl eherner Statuen um

sein Grabmal daselbst aufgestellt werde. Seine gesammten Länder vermachte er den beiden Enkeln Karl und Ferdinand. Zum Heile seiner Seele verordnete er die Errichtung mehrerer Spitäler und Armenhäuser. Wie besorgt der Kaiser für das Wol der Armen war, geht aus folgender Testamentsstelle hervor: „Wir schaffen, daß den armen Leuten, jedem von ihnen, gegeben werde, nämlich morgens und abends ein Gemüß, doch allzeit abgeteilt und einem jeden ein ziemliches Stück Brot, dann ein Maß gesottenes Wasser von Honig, Kronovettbeeren und Preiselbeeren, damit es lieblich zu trinken sei. Ferner sollen jedem Menschen daselbst jedes Jahr gegeben werden zwei Röcke, nämlich im Sommer ein einfacher und im Winter ein zweifacher, jedes Vierteljahr ein langes Hemd, ein Paar Schuhe und allzeit für den Winter ein rauher Brustfleck.“ In jedem dieser Häuser sollte ein gegossenes Bildnis des Kaisers mit einem ewigen Licht in der Hand aufgestellt werden.

Der Leichnam wurde von Wels auf einem Trauerwagen nach Wien überführt. Unter dem Geläute aller Glocken und der Teilname der gesammten Bevölkerung wurde die Leiche im Stephansdome niedergesetzt. An dem Sarge hielt Gundel, ein gefeierter Lehrer der Humanität, eine Trauerrede und Bischof Georg nahm die Einsegnung vor. Unter Begleitung zahlreicher Abgesandten aller Provinzen wurde der Sarg nach Neustadt gebracht und den letztwilligen Anordnungen gemäß in der Georgskirche beigesetzt. Das Denkmal mit den Statuen wurde zwar im Geiste Maximilians und mit Verwendung der schon bei seinen Lebzeiten gegossenen Figuren später vollendet, aber

nicht in Wiener-Neustadt, sondern in der Franziskanerkirche zu Innsbruck aufgestellt. Auf einem mächtigen Marmorpostament kniet der Kaiser in Lebensgröße aus Erz gegossen. Ihn umgeben 28 Kolossalstandbilder, Herrscher aus dem grauen Mittelalter und Ahnen des habsburgischen Hauses bis auf Maximilians Gemahlinnen herab. An den Seiten des Sarkophags laufen 24 Marmorreliefs, von denen die größte Zahl von der Künstlerhand Colins aus Mecheln (1558—1566) herrühren. Es ist das Großartigste, was bisher auf dem Gebiete der Reliefsdarstellung geleistet wurde. Die aus dem Leben Maximilians gegriffenen Szenen überraschen durch vollendete Porträtähnlichkeit der vorgeführten Personen.

30. Charakteristik Maximilians.

Überblicken wir die lange Regierungszeit Maximilians, so müssen wir billig gestehen, daß der Erfolg und Nutzen, der sich aus den zahlreichen schwierigen und kostspieligen Unternehmungen dieses Herrschers ergab, in keiner Weise der aufgewandten Kraft entsprach. Maximilian war kein glücklicher Regent, das Meiste von dem, was er unternommen, sah er selbst noch zusammenstürzen. Er war auch kein großer Regent. Hierzu fehlten ihm wesentliche Eigenschaften. Wie er einerseits, von Haus aus mit seltener Phantasie begabt, den kühnsten Entwürfen nach gieng, sich gewöhnte, dieselben ohne genaue Prüfung seiner Kräfte in Sturmeschritten auszuführen und durch den ersten Widerstand ernüchtert die Freude an dem ganzen

Vorhaben verlor, war er andererseits eine viel zu ehrliche Natur, um mit den notwendigen Mitteln der damaligen Diplomatie seine Absichten rechtzeitig verhüllen, die Gegner über seine Ziele täuschen, durch gewandte Zweideutigkeiten vieles versprechen, wenigstens halten zu können. Nur nach einer Richtung waren seine Bestrebungen von entschiedenem Erfolge begleitet. *Bella gerant alii — tu felix Austria nube* (andere mögen Kriege führen — du glückliches Oesterreich heirate), dieser Spruch kam unter ihm zu voller Wahrheit. Es war ein kleines, zudem viel bestrittenes Ländchen, auf das der kaum geborne Knabe Maximilian mit Bestimmtheit als auf sein dereinstiges Erbe niederschauen konnte, und als der alternde Kaiser Maximilian die lebensmüden Augen schloß, da sah er sein Haus das mächtige Szepter halten über ein Reich, in dem die Sonne nie unterging.

Trotz aller Regentenschwächen ist Maximilian doch ein Liebling des deutschen Volkes geblieben. Die Natur hatte seinen Körper mit einnehmenden Vorzügen ausgestattet. Die schlanke, aufrechte Gestalt, das Ebenmaß der Glieder, das Feuer seiner klaren Augen, die kühn gebogene Adlernase, über deren Länge sich der Hofnarr Kunz von der Rosen manchen Witz zu machen erlaubte, vor allem die Kraft, die seinen Muskeln innewohnte, gab dieser Persönlichkeit etwas Imponirendes, Majestätisches, dessen Wirkung nur durch ein seltenes Maß von Wohlwollen und gemüthlicher Liebenswürdigkeit wolkthwend gemildert wurde.

Er war ein leidenschaftlicher Jäger und hatte auf seinen Streifzügen manche gefahrdrohende Abenteuer zu

bestehen. Als er einst im Zirlergebirge jagte, gieng ein ungeheurer Stein über ihm los, dem er nur durch schnelles Wücken ausgewichen, wobei er noch den Jäger, den der Stein getroffen, zurückhielt und ihn so vor dem tödtlichen Sturze rettete. Auf dem Salzberge bei Hall, als er eben zur Jagd reiten wollte, vernahm er das Getöse von drei Schneelawinen, denen er mit genauer Not durch die Schnelligkeit seines Pferdes entkam. Ein andermal geriet er mit dem Fußeisen in ein Loch; als er nun den Fuß herausziehen wollte, entfiel ihm der Bergstoß über die hohe Wand und hätten ihn die Jäger nicht rufen gehört, so hätte er auf dem Platze verschmachten müssen. Im Steinacher Thal, ebenfalls auf einer Gamsjagd, rollten einst einige Steine herunter, die ihm den Hut vom Kopfe schlugen und mehrere Jäger beschädigten. In demselben Thale hätte ihn einst ein großer Gamsbock, den er von unten hinauf geschossen hatte, ganz gewiß mit sich über die 100 Klafter hohe Wand hinabgestürzt, wofern derselbe nicht im Fallen an einem großen Stein abgeprallt und im Bogen hinausgeschleudert worden wäre.

Nahe beim Schloß Tirol hauste in einer schwer zugänglichen Höhle ein alter, sehr großer Bär. Maximilian wagte sich mit Lebensgefahr dahin. Der Bär, als er ihn sieht, richtet sich auf die Hinterbeine und springt auf ihn zu. Er aber nimmt seinen Spieß in der Mitte, schleudert ihn auf das Ungethüm und trifft es mitten in den Bauch, so daß es über die Wand hinabstürzte. Im Achenthal wagte er einst einer Gemse zuliebe, die auf dem jenseitigen Schrofen stand, einen Piefesprung mit seinem Schaft. Wie er den Schaft einsetzte, gab der Stein nach, und nur

die Geistesgegenwart, mit der er das Gleichgewicht suchte, rettete ihn vom Tode. Auf dem alten Schlosse Rottenburg im Unterinntal bemerkte er einmal vom Fenster aus einen alten in die Mauer eingelassenen Kriestbaum. Als er nun, um seine Schwindelfreiheit zu prüfen, auf demselben hinausgieng, bricht der Baum beim ersten Schritt. Zum Glück konnte er noch einen benachbarten Baum erhaschen.

Ein berühmter gewordenes Jagdabenteuer aber hatte er auf der Martinswand zu bestehen. Wandert man eine Stunde auf der Straße von Innsbruck nach Zirl, so kommt man zu einer jäh abfallenden Steinwand. In schwindelnder Höhe mahnt heute noch ein 78 Fuß hohes Kreuz an die Gefahr, in der sich Maximilian dort befunden. In den Ofterfeiertagen des Jahres 1490 vergnügte sich der König auf der ihm so lieben Gemsenjagd. Indem er rastlos von einer Klippe zur anderen sprang, verlor er bald das Gefolge aus den Augen. Auf einmal wagt er einen kühnen Sprung und wie er sich die Stelle, die er betreten, näher besieht, merkt er mit Schrecken, daß er weder vor noch rückwärts kann und vor ihm dehnt sich in unabsehbarer Tiefe die Martinswand. Viele Stunden der Verzweiflung brachte Maximilian hier zu. Alle Versuche der Rettung zeigen sich vergeblich. Der greise Erzherzog Siegmund stand verzweifelt am Fuße der Wand, alle Jäger und Bergknappen wurden zur Rettung aufgegeben. Die Sturmglocken erschollen durchs ganze Thal, während das Volk in den Kirchen auf den Knieen lag und die Priester von Zirl dem oben Verschmachtenden die geweihte Monstranze wiesen. Da plötzlich erscheint eine

prächtige Gestalt im groben Bauernkittel an der Seite Maximilians. Wie er den König erblickte, rief er: „Holla was machst Du?“ Der König antwortete: „Ich launere.“ Er faßte Maximilian, legte ihm Steigeisen an Hände und Füße und brachte ihn glücklich hinunter. Der kühne Retter aber war plötzlich verschwunden. Drum hält die Sage an dem Glauben fest, der Himmel hätte einen Engel ausgesandt zur Rettung des geliebten Fürsten.

Die leutselige muntere Art, in der er mit jedermann ohne Unterschied des Ranges und Geschlechtes zu verkehren pflegte, trug ihm besonders die Liebe des Bürgerstandes ein. Wir haben schon früher gesehen, wie gern er sich mit den ehrsamem Augsburgern und Nürnbergern auf dem Tanzboden und bei öffentlichen Spielen vergnügte. Sah er jemanden leiden, so hatte er gleich ein gutes Trosteswort zur Hand. Aber mit gutem Mutterwitz verstand er die Schwächen anderer zu geißeln. Als einst ein Spötter sich über Maximilians Bestreben, seinen Stammbaum bis zu Karl dem Großen hinaufzurücken, mit den Versen lustig machte:

„Als Adam grub und Eva spann
Sagt, wo war da der Edelmann?“

antwortete ihm Maximilian in treffender Weise:

„Ich bin ein Mann, wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.“

Ein Bürger zu Bologna, der zu vielem Gelde gekommen war, dessen Charakter aber nicht im besten Ruf stand, gab sich alle erdenkliche Mühe, beim Kaiser einen Adelsbrief zu erlangen. Maximilian schlug ihm die Bitte mit folgenden Worten ab: „Ich kann Dir wol Reichthum,

aber den Adel kann ich Dir nicht geben, den mußt Du durch Tugend erwerben.“ Einst erschien eine venetianische Gesandtschaft bei ihm und überreichte ihm ein Ehrengeschenk aus Krystall. Kunz von der Rosen, der sich über die Unbedeutendheit des Geschenkes ärgern mochte, verwickelte sich wie zufällig mit den Sporen in das Ende des Tuches, auf dem die Gefäße standen. Das Tuch gab nach und die Scherben fielen klirrend zu Boden. Die Gesandten, aufgebracht über diesen Schimpf, verlangten vom Kaiser die Bestrafung des Kunz. Der Kaiser aber, der die Absicht seines Spasmachers wol erraten mochte, sagte treuherzig schmunzelnd: „Liebe Freunde, es waren ja nur Gläser! Wäre es Gold oder Silber gewesen, so wäre nichts zerbrochen, oder man könnte noch die Scherben davon brauchen.“ Sehr gelungen ist auch seine Charakteristik der verschiedenen europäischen Herrscher: „Der König von Spanien ist ein König der Menschen, weil die Spanier ihm nur in vernünftigen und billigen Dingen gehorchen; der König von England ist ein König der Engel, die alles Gebotene willig verrichten; der König von Frankreich ein König der Esel, die alles ihnen Aufgelegte tragen; der deutsche König ein König der Könige, die ihm nur gehorchen, soweit es ihnen gefällt.“ Auf die Franzosen ist er übrigens nicht gut zu sprechen: „Sie singen höher, als genotirt ist, sie lesen anders, als geschrieben ist, sie reden anders, als ihnen im Herzen ist.“

Dem weiblichen Geschlechte trug er zeitlebens eine zarte, edle Neigung entgegen. Das Glück, das er in seiner so kurzen Ehe mit Maria von Burgund fand,

wurde ihm in seiner zweiten Ehe mit Maria Blanca nicht bereitet. Es ist auffallend, wie wenig wir von dieser Fürstin wissen. Sie schenkte ihrem Gatten keine Kinder und lebte selten mit ihm zusammen. Nach ihrem Tode dachte Maximilian an keine weitere Heirat. Dagegen andere glücklich zu verheiraten, machte ihm stets große Freude.

Eine solch heitere Geschichte, doch nicht ganz ohne barbarischen Beigeschmack, wollen wir hier erzählen: In der Stadt Steyr in Osterreich starb 1509 der reiche Bürger und Rathherr Dietrich Reischko. Er hinterließ ein schönes Töchterlein von sieben Jahren und ein schönes Vermögen dazu. Der Rat setzte nach seinem Willen vier Vormünder, die das Vermögen verwalteten und die Tochter bei ihrem Oheim erziehen ließen. An des Kaisers Hoflager zu Ulm sprach man viel von dem reichen Mägdelein und mancher edle Herr meinte, eines Ratsfreundes von Steyr Schild stünde neben einem adeligen Wappen nicht schlecht. Viele baten daher den Kaiser, er möchte für sie um die Braut werben, besonders ein spanischer Hauptmann, dem der Kaiser lachend antwortete: „Wir wollen die welschen Sackel nicht gerne mit den deutschen Pfennigen füllen.“ Endlich bestimmte der Kaiser einen seiner Edlen zum Bräutigam. Er schrieb deshalb dem Statthalter von Niederösterreich, dieser möge das Kind unter die Obhut seiner Frau stellen und christlich und vornehm erziehen lassen. Zugleich sollte der Statthalter die Vormünder rufen lassen und ihnen mittheilen, daß es des Kaisers ernster Wille sei; das Mädchen dereinst mit Christof Truchseß, kaiserlichem Truchseß, einem wackeren Manne, zu vermählen. Die bestürzten Vormünder riefen

die ganze Verwandtschaft zusammen, um zu beraten, was da zu thun sei. Endlich beschloß man, eine Gesandtschaft nach Innsbruck zum Kaiser zu schicken und ihn um Änderung seines Spruches zu bitten. Als nun des Statthalters Polheim Abgesandter kam, das Kind abzuholen, wurde er von den Verwandten hart angelassen und endlich dem Polheim die Auslieferung verweigert.

Da erschien ein neues kaiserliches Mandat, welches Gehorsam forderte, widrigenfalls die Stadt eine Strafe von 2000 fl. zahlen und strengste Untersuchung zu gewärtigen habe. Nun erst wurde die siebenjährige Braut von einem Rats Herrn zur Statthalterin nach Wartenburg gebracht. Drei kaiserliche Kommissäre übernahmen die Rechnung über die Erbschaft und 1510 fand die Trauung in der Schloßkapelle statt, doch wurde bestimmt, daß die Braut erst mit 16 Jahren ihrem künftigen Manne übergeben werden sollte. Die Vormundschaft sowie der Rat von Steyr waren ebenfalls zur Hochzeit geladen; aber sie kamen nicht, weil es sie verdroß, daß das schöne Vermögen aus ihren Händen an den Adel gekommen war. Truchseß starb aber schon 1512 und Kaiser Maximilian übergab die Vormundschaft dem Siegmund von Dietrichstein. Dort wurde die kleine Witwe groß erzogen und mancher Freier gieng den Kaiser um die reiche Braut an. Der aber sprach: „Es haben die Jungfrau und die von Steyr mein Gebot halten müssen, als sie ein Kind und die Bürger ihres Geldes gierig waren, nun sollen sie ihren freien Willen haben.“ Bald fand sich auch ein der Braut willkommener Werber. Ein Verwandter des Vormundes, Wolf von Dietrichstein, erhielt ihre Hand

und ihr Herz. Das Fürstengeschlecht der Dietrichsteine zählt sie zu seinen Ahnen.

Wir haben schon bei der Erzählung von den Kinderjahren Maximilians Gelegenheit gehabt, seines seltenen Sprachtalentes Erwähnung zu thun. Aber er war auch ein tüchtiger Baumeister und Geschützgießer, er verstand sich auf die Malerei und wußte mit der Feder trefflich Bescheid. Für seine zahlreichen Schlösser legte er ein besonderes Interesse an den Tag. Auf dem Schlosse Kunkelstein ließ er die alten Freskogemälde durch den Brixner Maler Friedrich Lebenbacher restaurieren und begnügte sich bei seinen baulichen Verbesserungen nicht mit einem allgemeinen Befehle, sondern gab bis ins Detail an, wie die Balken zu legen seien, welche Stärke und Länge sie haben sollten. Es existiert ein Brief Maximilians, welchem er die Musterzeichnung eines gothischen Fensters beilegte. Seine Schlafkammer zu Innsbruck muß mit allen möglichen Arten von Vögeln bemalt gewesen sein. Unter jedem Vogel stand ein das Wesen desselben charakterisirender Vers. Beim Königsaar steht:

„Ich König'! von Gottes Gnaden trag die edle Kron,
Darum daß ich der Armen verschon,
Mitteil' dem Armen wie dem Reichen,
Daß wir in Freuden dort leben ewigleichen.“

Der Sperber spricht:

„Herr, nehmt in euren Rath
Nur den, der alle Ehr' gehalten hat.“

Die gute Taube spricht:

„Guter Herr, wendet Raub und Brand
Und macht Fried' in eurem Land“

Aber die Krähe, der Geier, der Specht u. s. w. geben vermöge ihrer bösen Natur eben so viele böse Rathschläge.

Endlich spricht der Chor aller Vögel:

„Wir arm' Vögel in der Gemein!
Unser Vernunft ist gar klein,
Wollen die Herrn lassen raten.
Wir sind alle gleich wie der Schatten,
Heute alle frisch und gesund,
Morgen in des Vogelfesters Schlund.“

Wesentliche Verdienste erwarb sich Maximilian durch Hebung der Verkehrsmittel, die nach unseren heutigen Begriffen allerdings sehr primitiv erscheinen. An Straßen war ein großer Mangel und die bestehenden befanden sich im schlechtesten Zustande. In dieser Richtung erließ Maximilian zahlreiche Befehle, welche dem allgemeinen Handel und Wandel zugute kommen sollten. Bekannt ist es, daß der Kaiser seine ganze Fürsorge der Einrichtung eines geordneten Postwesens zuwandte. Bestand zwar schon unter seinem Vater Friedrich ein durch Tirol und Steiermark gelegter Postkurs, so suchte Maximilian auch weitaus liegende Gebiete in Postverbindung zu bringen. Er beauftragte einen gewissen Franz von Taxis mit der Leitung der zwischen Wien und Brüssel bestellten Post. Wöchentlich einmal gieng die reitende Post von Wien ab und legte den 150 Meilen langen Weg in fünf Tagen zurück. Franz von Taxis erhielt den Titel eines Generalpostmeisters. Wenn ein Feldzug eröffnet wurde, war es Maximilians erste Sorge, so rasch als möglich eine Feldpost zu errichten. Als Maximilian im

Jahre 1509 die Feindseligkeiten gegen die Venetianer eröffnete, so sorgte er für eine Postverbindung bis zum Wormser Koch, wo die von Mailand kommende französische Post endete. Die Briefe wurden zusammengebunden und bildeten den sogenannten „Posterei-Binkel“. Jeder Bote bekam einen Bogen Papier mit, auf dem der Ort der Bestimmung und die Stunde der Übernahme verzeichnet wurde. Aus einem solchen Stundenpass erfahren wir, daß eine Post, die von Augsburg am Donnerstag 5 Uhr abends abgegangen war, am Samstag 3 Uhr nachmittags zu Glurns im oberen Etschthal eintraf. Als die neue Post gelegt war, wurde auf Befehl des Kaisers eine Probe vorgenommen und ein Brief von Innsbruck nach Mailand befördert. Die Feldpost erstreckte sich in diesem Kriege bis in das Lager vor Padua. Dort weilte auch der Oberpostmeister Taxis, welcher Briefe und Amtsstücke in Empfang nahm und die Post jeden Tag expedierte. Einmal gelang es sogar den Venetianern zwei Feldposten, deren Briefe sich noch heute in einem Archiv zu Venedig befinden, abzufangen.

Die Verdienste, welche sich Maximilian um die Vervollkommnung des Geschützwesens erwarb, sind so bedeutend, daß ein Schriftsteller meinte, man könne den Kaiser mit demselben Rechte, mit dem er der letzte Ritter genannt wird, auch den ersten Kanonier heißen. Innsbruck besaß damals zwei Zeughäuser, in denen Geschütze aller Größen, Scharfmützen, Nachtigallen und Rotbüchsen aufbewahrt wurden. Wie er sich selbst aufs Nichten und Abschießen der damaligen Kanonen verstand, gab er sich auch alle Mühe, deren Feldtchtigkeit zu erhöhen. So

verordnete er, daß jede einzelne Gattung von Kanonen für je eine Kugelform gebohrt werden sollte. Die Geschosse bestanden aus Blei, geschmiedetem Eisen und selbst aus Stein. Das Blei wurde in Platten mit ins Feld genommen, und erst am Kriegsschauplatz gossen die zahlreichen Kugelgießer die einzelnen Stücke in mitgebrachten Modeln. Die Geschütze wurden einzeln benannt. So besaß das Zeughaus von Innsbruck außer dem „alten Adler von Tirol“, dem „Weckauf“, dem „Pfauenschwanz des Erzherzogs Siegmund“ folgende anmutige Damengesellschaft: „Die Sirene von Görz, das Weible im Haus, die schöne Buhlerin, die schöne Sydonia, Polyxena, Medea, Helena, Semiramis“, dann den „Bohrhindurch“ und „Schmurrhindurch“. Auch in anderen Städten hatte Maximilian reiche Zeughäuser angelegt: in Siegmundskron, Wien, zu Osterreich in Kärnten, Graz, Görz, Breisach, Lindau u. s. w.

So bedürfnislos der Kaiser für seine Person war, so wenig verstand er sich auf das Sparen. Oft wenn er recht empfindlichen Geldmangel litt, klagte er über seine Hofleute, die auf seine Kosten reich würden. Schon als Knabe, als er einst von Kaiser Friedrich einen Korb mit Obst und ein Täschchen mit Gold zum Neujahrs-geschenk bekam, behielt er für sich das erstere und verteilte das letztere unter seine Umgebung. Gewöhnlich pflegte er zu sagen: „Er sei ein Kaiser über Land und Leute und nicht über Geld und Gut, das seine Liebhaber aus Herrn zu Sklaven zu machen pflege.“ Als ihm einst ein Rat seiner Freigebigkeit wegen Vorwürfe machte, entgegnete er: „Die Erzherzoge von Osterreich haben mehr

mit Freigebigkeit, als andere mit Sparen und Kargen gewonnen.“ Seine Gutmütigkeit gegen die diebischen Elstern seiner Umgebung gieng manchmal etwas zu weit. Einst hatte sich Maximilian die Gewißheit verschafft, daß einer seiner Diener ihm 3000 fl. gestohlen hatte. Bei passender Gelegenheit fragte er denselben, was dieser wol für eine Strafe bestimmen würde für den, der seinen Herrn um 3000 fl. bestohlen hätte. Der Diener stellte sich entrüstet und meinte, der sei des Galgens wert. Der Kaiser erwiderte: „Nicht so, wir bedürfen Deiner Dienste noch länger.“ Der Kaiser hatte die Gewohnheit bei Benützung des Handwassers die Ringe vom Finger zu ziehen und sie einem der Umstehenden zum Halten zu geben. Ein Diener bewarb sich auffallend oft um dieses Amt und nahm einmal die Gelegenheit wahr, auf eine kleine Zeit das Zimmer zu verlassen. Sobald er bei der Rückkunft bemerkte, der Kaiser habe auf die Ringe ganz verzessen, stellte er sie nicht mehr zurück. Das nächste Mal, als der Kaiser wieder das Wasser benützte, haschte derselbe Diener nach den Ringen. Aber der Kaiser zog rasch die Hand zurück und sagte: „Lieber Freund, ich kann sie Dir nicht geben, denn Du gibst sie mir nicht wieder.“ Als der Diener ganz bestürzt drein sah, tröstete ihn der Kaiser: „Sei gutes Mutes! jezo kommt viel Gold und Edelgestein aus Neu-Indien, da wollen wir andere Ringe machen lassen, damit Du wieder etwas zu nehmen hast.“

Der Kaiser liebte es, stets offene Tafel zu halten, und zieht man in Betracht, wie unentbehrlich nach den damaligen Begriffen ein zahlreiches Gefolge war, so wird

man leicht ermessen, daß der Aufwand für die Küche unter den täglichen Ausgabeposten nicht zu unterst gestanden haben wird. Es sind uns noch solche Küchenzettel erhalten, welche uns in den Stand setzen, uns über die damaligen Preisverhältnisse zu orientiren. Einer davon lautet:

„Am Sonntag den 6. Januar gespeist zu Bogen:
 Röm. kaiserl. Majestät Tafel und 140 Personen.

Für vier Kapann	—	49 Kreuzer
„ neun Hennen	—	56 „
„ zwei Hasen	—	24 „
„ Milch	—	19 „
„ Eßig	—	9 „
„ Salz	—	12 „
„ Gersten	—	12 „
„ schön Mehl	—	7 „
„ Schmalz	2 Gulden rhein.	—
„ einen Star weiß Erbsen für der Majestät Mund	1 Gulden rhein.	—
„ Sauerkraut	—	12 „
„ Rouben	—	8 „
„ Apfel	—	8 „
„ Zwiebel	—	5 „
„ Kohlkraut	—	6 „
„ Birnen	—	8 „
„ Holz	—	48 „
„ zwei Säue zu Würsten auf Befehl Sr. Majestät ge- kauft	5 Gulden rhein.	14 „
„ Darm für Würste	—	12 „
„ Kunich darzu	—	4 „
„ Vierhundert Pfund Rind- fleisch und Kalbfleisch, das Pfund zu einem Kreuzer	6 Gulden rhein.	40 „
Summa Summarum	19 Gulden rhein.	13 Kreuzer.

Hiebei muß bemerkt werden, daß der rheinische Gulden 60 Kreuzer zählte. Diese Kosten für eine kaiserliche Tafel, so geringfügig sie nach unseren heutigen Geldbegriffen erscheinen, sind doch sehr bedeutend, wenn man bedenkt, daß damals ein gutes Herrnmahl mit 5—6 Gängen fünf Kreuzer, ein Mittagstisch für den gewöhnlichen Mann sogar nur vier Kreuzer kostete. Ein gutes Provinzhaus konnte man schon um 300 fl. erwerben und der Besitz eines Vermögens von 800 fl. rhein. verlieh einem den Ruf gesicherter Wohlhabenheit. Man darf übrigens nicht vergessen, daß dem entsprechend auch die Lohnansätze sehr geringe waren. Es war ein besonderer kaiserlicher Gnadenakt, wenn verdienten Männern wie beispielsweise Albrecht Dürer ein Jahresgehalt von 100 fl. ausgesetzt wurde, und selbst die ersten Ratgeber der Krone, die Kanzler und geheimen Hofräte bezogen jährlich zwischen 3 bis 600 fl. Auch in einer anderen Beziehung hatte es mit „der guten alten Zeit“ seinen Haken. Auf zahlreichen Reichstagen unter Maximilians Regierung ertönten die Klagen über den überhand nehmenden Luxus, namentlich über die Kleiderpracht der Frauen aus dem Bürgerstande. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien brachte ganz neue unbekannte Genüsse nach dem Abendlande und drohte die alte Sitte und Zucht zu zerstören.

Als ein sehr bezeichnendes Beispiel, daß man auch in adeligen Kreisen bei öffentlichen Festen einen übermäßigen Aufwand zu machen verstand, sei folgendes erwähnt: Bei der Hochzeit des Herzogs Georg von Lands- hut mit der polnischen Prinzessin Hedwig erschienen der Kaiser Friedrich, sein Sohn Maximilian, sechzehn Fürsten

mit ihren Frauen, vierzig alte Reichsgrafen, fünf Erzbischöfe und viele Gesandte. Es waren im ganzen 9360 Pferde beisammen und innerhalb acht Tagen wurden verzehrt: 300 ungarische Ochsen, 62.000 Hühner, 6000 Gänse, 75.000 Krebse, 75 Wildschweine, 162 Hirsche, 1772 Scheffel Hafer, 170 Stück Fässer Landshuter Wein, 270 Fässer ausländischer Wein. Die Kosten der Hochzeit beliefen sich auf 70.776 Dukaten.

Die hohe Achtung, welche Maximilian zeitlebens den Wissenschaften entgegenbrachte, findet ihren besten Ausdruck in seinem regen Verkehr mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit. Willibald Pirckheimer aus Nürnberg und Konrad Peutinger aus Augsburg wurden oft vom Kaiser bei genealogischen und historischen Untersuchungen zu Räte gezogen. Der berühmte Humanist Konrad Celtis empfing aus den Händen des Kaisers den Dichterkranz. Dieser, wie zahlreiche Leuchten der Wissenschaft, wirkten an der Wiener Universität, die unter dem besonderen Schutze des Kaisers stand. Maximilian selbst hat sich mit dem Versuche, eine Art Selbstbiographie in lateinischer Sprache zu schreiben, beschäftigt. Konzepte hiezu von seiner Hand sind uns noch erhalten. Sein Geheimschreiber Marx Treizsauerwein verfasste auf Geheiß und vielleicht auch unter Mitwirkung des Kaisers das bekannte Buch „der Weiskünig“, in welchem die Thaten und Erlebnisse eines jugendlichen Helden im Kampfe gegen seine zahlreichen Feinde zur Darstellung gelangten. Dafs Maximilian darunter zu verstehen ist, unterliegt keinem Zweifel. Doch weicht die prosaische Darstellung sehr von dem wirklichen Gange der Ereignisse ab. Der Dompropst

Melchior Pfünzing schrieb ebenfalls unter Aufsicht des Kaisers ein langes poetisch allegorisches Gedicht, den „Teuerdank“. Auch in diesem poetisch keineswegs sehr gelungenen Werke haben wir es mit den Thaten und Abenteuern Maximilians, in welche er durch die drei Feinde Fürwittig, Unfallo und Neidelhart verwickelt wird, zu thun. Albrecht Dürer von Nürnberg endlich verfertigte im Auftrage des Kaisers eine große Zeichnung, die dessen Erlebnisse in der Form eines Triumphzuges zur Darstellung brachte. Auch bewahrt das Belvedere zu Wien ein Porträt des Kaisers von desselben Meisters Hand als eine Perle der ganzen Sammlung.

Es war ein aufgeregtes, in Gährung begriffenes Zeitalter, welchem unser Held, von dem wir nun Abschied nehmen wollen, mit seinem ganzen Sinnen und Trachten angehört. Das Alte wollte nirgends mehr recht klappen, neues war noch nicht an die Stelle getreten. Zener Zug der Ungeduld und des Unbehagens, wie er stets solche Übergangsperioden zu charakterisieren pflegt, überträgt sich dann auf die in ihnen zum Handeln berufenen Personen. Deshalb ist es auch so schwer, Maximilian die richtige Stelle anzuweisen. Die einen haben ihn das Beste genannt, was das im Sterben begriffene Mittelalter noch hervorzubringen vermochte, andere dagegen haben darauf hingewiesen, dass er überall im Kampfe mit den mittelalterlichen Formen begriffen mit zu den Bahnbrechern der die Neuzeit einleitenden Ideen gehörte.

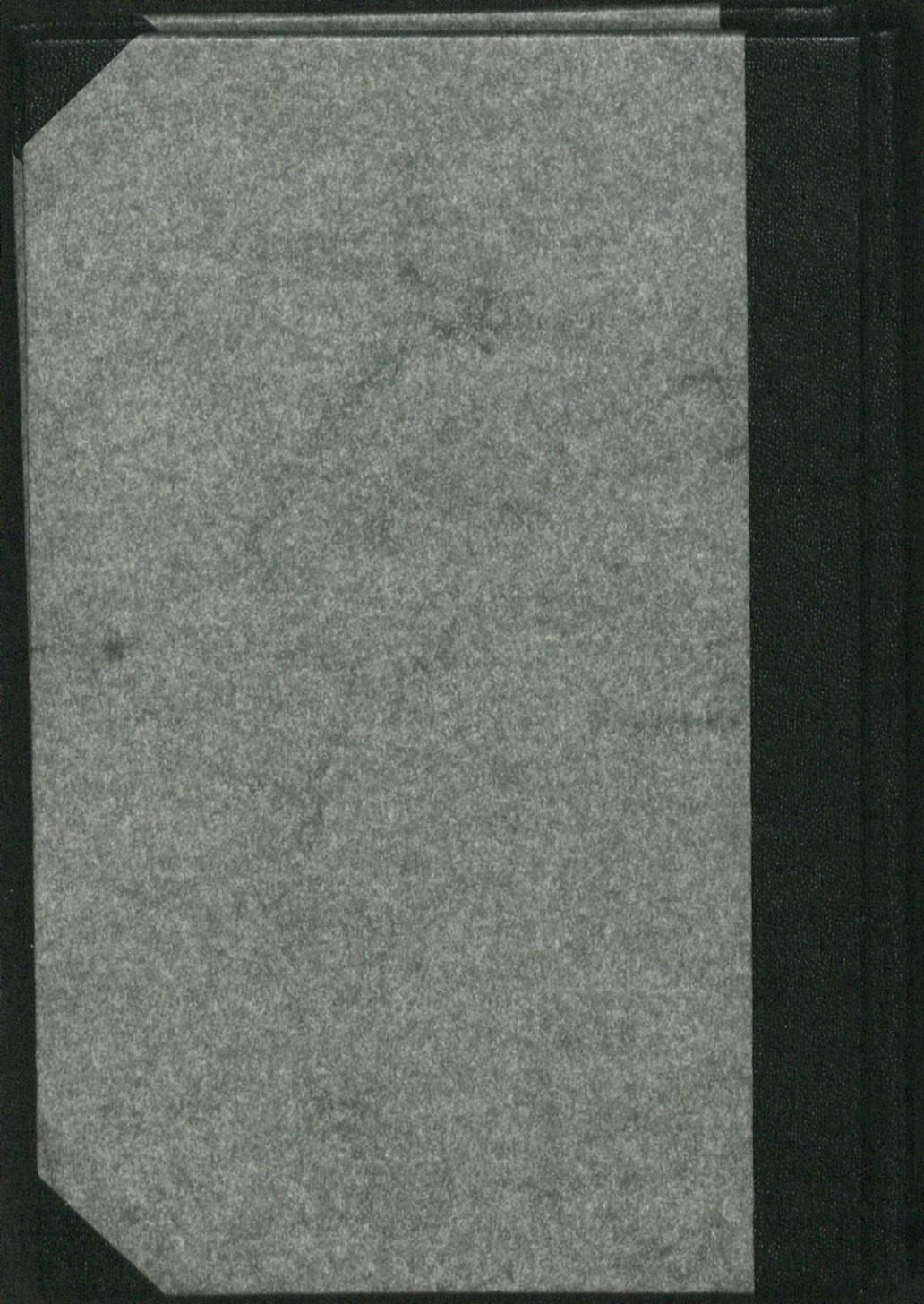
UB WIEN



+AM69316504







www.books2ebooks.eu